

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Treppe

BRASILIAN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
1 Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 36

São Paulo, 22 Februar 1913

IX. Jahrg

Die Landwirtschaft im Staate S. Paulo unter besonderer Berücksichtigung der Viehzucht.

(Schluß.)

Es wäre ein Irrtum, den Staat São Paulo für ein für die Viehzucht geeignetes Gebiet par excellence zu halten. Die natürlichen Weiden im Staate sind nur von mittelmäßiger Beschaffenheit. Weite Flächen sind mit Wald bestanden; sie bieten keine günstige Weide und erschweren die technische Leitung. Hingegen sind die Wasserverhältnisse, die in der Viehwirtschaft von ebenso großer Wichtigkeit wie die Futterverhältnisse sind, ausgezeichnete.

Der Ackerbau ist hier vielfach ein notwendiger Faktor zur Schaffung besserer Futterverhältnisse im allgemeinen. Er stellt einen integrierenden Teil der Viehzucht dar und ist tatsächlich imstande, gute Vorbedingungen für die Viehzucht zu schaffen. Ackerbau und Viehzucht sind also hier nicht zu trennen. Wie sich diese beiden wichtigsten Faktoren der Landwirtschaft innerhalb der Betriebssamkeit und der Gesamtproduktion in Zukunft zu einander verhalten werden, ergibt sich aus der bisherigen Produktionsart, den allgemeinen Produktionsbedingungen des Staates und seiner Hinterländer sowie Einflußzonen, ferner aus den Zielen, die sich die leitenden amtlichen und privaten Kreise gesteckt haben.

Während für den Ackerbau und dessen Weiterentwicklung in den bisher erschlossenen Gebieten vornehmlich der Produktionsfaktor „Arbeit“ in Betracht kommt, also mehr Menschenmaterial die notwendige Voraussetzung ist, und er wohl am besten dem Kleinbetriebe, den seßhaften Kolonisten zu überlassen ist, was auch vom nationalökonomischen Standpunkte am vorteilhaftesten erscheint, spielt in der Viehzucht der Produktionsfaktor „Kapital“ eine bedeutendere Rolle, besonders bei der Massenproduktion von Fleisch.

Es muß die Aufgabe behördlicher Kolonisation sein, soviel wie möglich Staatsland für die seßhafte Kolonisation zu reservieren. Diese Kolonisation hätte, um bald größere Handelswerte zu schaffen, auf dem Kamp zu erfolgen. Der Sertão verlangt die Reça; als hauptsächlichstes Bodenbearbeitungsinstrument die Hacke. Das ist eine rückständige Arbeitsweise, die weniger geeignet ist, größere Massen von Han-

delsprodukten zu schaffen. Der weite Kamp aber verlangt den Pflug, und erst wenn man sich der Kampbearbeitung zuwendet, ist die Bahn frei für eine schnelle Entwicklung des Ackerbaues. Der Pflug muß den Sieg über die Hacke davontragen. Die Ausnutzung der Waldungen, die heute größtenteils nur eine Waldverwüstung genannt werden kann, benötigt zur rationellen Betriebsweise, zur teilweisen Neuaufforstung größeres Kapital. Sie kann anders als durch kapitalkräftige Unternehmen kaum durchgeführt werden. Private Kolonisation auf größeren Besitzungen, speziell auf Kaffeefazendas, wäre sehr angebracht, um ein ständiges Arbeiterpersonal zu schaffen und die Wanderarbeit auf ein Minimum zu reduzieren. Hier könnte die Kolonisation die Pachtform annehmen und wäre kleine Parzellenwirtschaft zu empfehlen.

Außer für die Kaffeekultur ist für den Reisbau großes Interesse vorhanden. Die Anbaumöglichkeit des Reises erstreckt sich geographisch über das ganze Gebiet des Staates. Bei der Wichtigkeit, welche schon heute die Baumwolle und das Zuckerrohr im wirtschaftlichen Leben des Staates spielen, erscheint eine ähnliche Spezialisierung der Reiskultur notwendig. Ebenso die des Tabaks, für den hier günstige Anbaubedingungen existieren. Oel- und Gespinstpflanzen könnten wohl auch angebaut werden, doch ist deren wirtschaftliche Bedeutung nebensächlich.

Mais, Bohnen und viele Gewächse der subtropischen Zone gedeihen im allgemeinen vorzüglich und dürfte die Weiterentwicklung des Anbaues dieser Pflanzen in den schon bestehenden landwirtschaftlichen Instituten genügende Beförderung finden.

Unter den heimischen Futterpflanzen sind die Kapiarten von großer Bedeutung. Klearten fehlen hier ganz. Bei Stallhaltung des Viehes gestaltet sich das Problem, für die winterliche Trockenheitsperiode die nötigen Futterreserven zu schaffen, nicht schwierig. Die Anbaumöglichkeit der Knollengewächse ist erwiesen, und diese im Verein mit Zuckerrohr, Capim Jaraguá, Spörgel usw. bieten eine genügende Sicherstellung der winterlichen Stallfütterung. Anders verhält es sich bei der Weidewirtschaft. Abgesehen von Capim gordura, Jaraguá usw. bieten die natürlichen Weidegräser ein ziemlich minderwertiges Futter. Außerdem versagen in der winterlichen Trockenheit fast alle heimischen Gräser. Es tritt leicht Unterernährung des Viehes ein. Es

stellt sich als notwendig heraus, das Manko an Winterfutter durch Anbau perennierender, im Winter grünbleibender Pflanzen oder durch intermittierenden Ackerbau auszugleichen. Als geradezu ideale perennierende Futterpflanze kommt zunächst die Luzerne in Betracht, deren Anbau hier im großen und ganzen, nach den gemachten Versuchen zu urteilen, befriedigende Resultate gibt. Auf tonigem Boden erscheint allerdings das Resultat problematisch, während auf Sandboden der Anbau sich im allgemeinen lohnen wird. Bei den hohen Heupreisen erscheint die Heugewinnung als am rentabelsten. Für die hiesigen Böden dürften ferner geeignet sein je nach Bodenbeschaffenheit Gemengsaaten von Raygras, Festuca, Weißklee, Cebadilha, Timothy usw. für Dauerweiden. Recht gute Erfolge dürften auch mit dem Anbau des Grünfutters zur Winterweide gezeitigt werden. In Argentinien sind die Resultate ausgezeichnet, vor allen Dingen für Kälber, und ist sein Anbau seit zwei Jahren auch in Uruguay sehr in Aufnahme gekommen. Ob im allgemeinen oder im einzelnen je nach Bodenart dem Anbau der Futterpflanzen eine andere Bodenkultur mit eventueller Düngung voraufgehen muß, ist eine noch zu lösende Frage.

Der Staat São Paulo besitzt in seiner ausgedehnten Zone von Barretos geradezu ideale Bedingungen zur Mastung des aus den Nachbargebieten eingeführten Rindviehes. Ohne das Vorhandensein dieser Zone dürfte sich bei der schnellwachsenden Bevölkerung die Fleischversorgung wohl sehr kritisch gestalten. Der Entwicklung der Zone muß deshalb die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Als Viehaufzuchtgebiet kommt sie weniger in Betracht, da der Prozentsatz der dort geborenen Kälber ein sehr geringer ist. (35 bis 40 Prozent pro hundert Kühe.) Man schreibt die geringe Geburtenziffer den speziellen Eigenschaften des Capim gordura zu.

Den Bedarf an tierischen Produkten im Staate selbst zu decken, muß das nächste Ziel der paulistaner Viehzucht sein. Aber São Paulo braucht sich damit nicht zu begnügen, denn es ist auch geeignet zur Viehproduktion für Ausfuhrzwecke bzw. zur späteren Ausfuhr von Viehwirtschaftsprodukten.

Als klimatisch absolut widerstandsfähig haben sich nur die heimischen Rindviehschläge erwiesen, die eben die Produkte der natürlichen Zuchtwahl unter ungünstigen Lebensbedingungen sind. Die eingeführten Rassen leiden klimatisch unter der Piroplasmose und Anaplasmosen, und im allgemeinen unter den parasitären Erkrankungen der wärmeren Zone. Welche von den eingeführten Rassen sich als klimatisch am besten oder am schlechtesten bewähren wird, ist für die Weidewirtschaft noch nicht entschieden.

Die heimischen Rassen zeichnen sich durch ihre sehr guten Zügeleistungen aus, sie stehen jedoch in Milch- und Fleischproduktion hinter den europäischen weit zurück. Sie bilden unfehlbar eine gute Basis zur Kreuzung und Mestitation und werden neben den Kreuzungsprodukten und europäischen Rassen fortbestehen. Man kann daher das Problem der Selektion der nationalen Rassen weder als nicht angebracht verurteilen, noch von ihr ausschließlich das Heil der paulistaner Viehzucht erwarten.

Klima und topographische Gestaltung des Staates weisen dem Pferde nur eine untergeordnete Bedeutung für die Zügeleistung zu. Besser eignen sich im allgemeinen dafür Ochsen und Maultiere. Als Gebrauchspferd eignet sich im Kamp wegen seiner Genügsamkeit und Widerstandsfähigkeit ganz hervorragend das Creolopferd, dessen Selektion drin-

Figur, die durch Kreuzung mit Arabern und guten Halbblutschlägen zu erreichen ist.

Die Schweinezucht besitzt in den heimischen Rassen ein ausgezeichnetes Material, dem nur die Frühreife fehlt, die bei intensiver Haltung durch vorsichtige Kreuzung mit Large Black oder Berkshirerassen zu erstreben wäre. Für extensive Haltung kann man sich keine geeigneteren Rassen als die heimischen denken. Die Schweinezucht, welche heute schon bedeutend ist, hat hier eine sehr große Zukunft und sollte in keinem landwirtschaftlichen Betriebe fehlen.

Für die Schafzucht mangelt es im allgemeinen an günstigen natürlichen Weiden und an für die Wollproduktion günstigen Bedingungen. Die Züchtung widerstandsfähiger Fleischrassen dürfte jedoch als Nebenbetrieb vielfach angebracht sein.

Die Ausdehnung der Viehzucht kann erfolgen:

- 1) Durch Verbesserung der bisherigen Produktionsmethode in Bezug auf Technik;
- 2) Durch Ausdehnung der bisherigen Produktionsgebiete und Schaffung neuer Gebiete;
- 3) Durch Verbesserung in der Produktionsrichtung in Bezug auf Intensität, d. h. Schaffung besserer Produkte durch Selektion, Mestitation, Akklimatisation und Zucht besserer Rassen;
- 4) Durch Schaffung besserer Lebensbedingungen in allen vorgenannten Fällen, unter besonderer Berücksichtigung der winterlichen Trockenheitsperiode.

Alle natürlichen Bedingungen zur Massenzucht im Staate São Paulo lassen in der Mehrzahl der Fälle nur den ausschließlichen Weidegang als rentabel erscheinen. Nur Viehzucht im sekundären Sinne, Milchwirtschaft und Hochzucht erlauben oder bedingen teilweise oder ganze Stallhaltung. Jede Initiative auf Förderung der Viehzucht hat daher bei der Verbesserung der Technik einzusetzen und findet ihr Hauptaktionsfeld in der Weidewirtschaft, der Basis südamerikanischer Viehzucht.

Die bestehenden Institutionen zur Verbreitung theoretischer und praktischer Kenntnisse, in den landwirtschaftlichen Lehranstalten, Postos cootechnicos usw., sind eine notwendige und lobenswerte Einrichtung in ihren Zielen bezüglich Akklimatisation, Rassenverbesserung, systematischer Ernährung und Pflege. Sie können jedoch die Aufgabe, der Viehzucht bald den gewünschten Stand in Bezug auf Masse und Qualität zu verschaffen, nicht allein lösen. Zucht, Pflege und Ernährung der Tiere, wie dort gelehrt, bedeuten einen Intensitätsgrad, der nur in der Minderzahl der Fälle, wie bei Milchwirtschaft, Hochzucht usw., vornehmlich also in kleineren und mittleren Betrieben wirtschaftlich gerechtfertigt ist. Es existiert außerdem die Gefahr, daß eine Verallgemeinerung des Ideenganges bezüglich des erwähnten Intensitätsgrades den Viehzüchtern von heute unsympathisch erscheinen wird. Ihre volle Lösung findet die Frage im Camp selbst, zunächst durch Verbesserung der Technik innerhalb des südamerikanischen Produktionstypus, den Klima, Boden und allgemeine Verhältnisse gezeitigt haben, und der wirtschaftlich der am meisten gerechtfertigte und allein imstande ist, in absehbarer Zeit das bestehende Manko in der Viehzucht auszugleichen.

Die Frage: Wie ist am besten und schnellsten die Verbreitung der nötigen technischen Kenntnisse in der Viehzucht zu erzielen? findet wohl am ersten ihre Lösung durch Schaffung mehrerer größerer Viehzuchtbetriebe von seiten der Regierung. Diese Betriebe müssen so groß sein, daß sie einmal wirtschaftlich rentabel sind und dadurch demonstrativ

strebten Verbesserungen klarlegen, des ferneren dem Ackerbau einen genügend intermittierenden Charakter erlauben, und vor allem den notwendigen Anschauungsunterricht allen interessierten Personen in der Organisation, Direktion, Ausführung der Arbeiten und in der Klarstellung ihrer Ergebnisse bieten können.

Die ökonomische Seite des Betriebes, d. h. die Rentabilität des landwirtschaftlichen Unternehmens ist wie in jedem anderen Unternehmen der Weisheit letzter Schluß. Abstrakte wissenschaftliche Ergebnisse sind erst dann von Wert, wenn sie im Felde auf ihren praktischen, ökonomischen Wert geprüft sind und sich dort dauernd wirtschaftlich bewährt haben.

Auf den in Frage kommenden Betrieben ist ferner das Problem des Futteranbaues, d. h. der für die verschiedenen Böden geeignetsten Weidepflanzen, zu lösen. Je nach den verschiedensten ökonomischen Lagen, Bodenarten und Produktionsrichtungen fällt ihnen noch die Lösung der Rassenfrage für die Weidewirtschaft zu, und außerdem des Problems des Verhaltens zwischen Ackerbau und Viehzucht im Einzelbetriebe.

Des weiteren sollen die Versuchsgüter einen einfachen praktischen Modus der Veterinärhygiene in der Weidewirtschaft schaffen und im Verein mit den schon bestehenden staatlichen Institutionen und verschiedenen musterhaft geleiteten privaten Betrieben allgemeinen Ackerbaues und der Viehzucht Informationsobjekte der rationellen Praxis für die paulistaner Landwirte darstellen.

Ihre Aufgabe würde ergänzt durch eine rege Aufklärungstätigkeit kompetenter Personen, welche die empirisch-rationelle Methode südamerikanischer Viehzucht auf ihren Wert geprüft haben, d. h. durch eine demonstrativ belohnte Tätigkeit in den Produktionsgebieten und deren Betrieben. Sie findet neben der Verbreitung allgemeiner Kenntnisse ihre weitere Betätigung in der Berücksichtigung der sich ergebenden verschiedenen Verhältnisse und den hierdurch bedingten Maßnahmen.

Des weiteren dürfte es von großem Interesse sein, klarzulegen, welchen Umständen die Nachbarländer am Rio de la Plata ihren ungeheuren, in so kurzer Zeit erfolgten Aufschwung in Viehzucht und Ackerbau verdanken, und die Frage ventilieren, wie weit sich die dort gemachten Erfahrungen hier verwerten lassen.

Zur dauernden Orientierung über Ausdehnung und Produktion der gesamten Landwirtschaft ist die Schaffung eines statistischen Dienstes unbedingt erforderlich, einerseits, um unterstützend in die Entwicklung der verschiedenen Zweige der Landwirtschaft eingreifen zu können, andererseits um im internationalen Wirtschaftsverkehr ein klares Bild der Bodenproduktion und der zur Verfügung des Handels stehenden Produkte zu bieten.

Wochenschau.

Die Sozialisten und das Zentrum seien entschlossen, die Rationgelder der Marine herabzusetzen. Darauf hat Großadmiral Tirpitz erklärt, daß er, falls eine solche Herabsetzung erfolgen sollte, seine Demission nehmen würde. Diese Erklärung des Marinestaatssekretärs hat ein großes Aufsehen erregt. (Nach der Interpretation des Jesuitengesetzes durch den Bundesrat und ihre Verteidigung durch den Reichskanzler macht das Zentrum systematische Opposition. Es ist soweit gegangen, daß das Zen-

trumsblatt „Germania“ kurz und bündig erklärte, das Reich könne von den durch das Jesuitengesetz schwer gekränkten Katholiken im Kriegs-falle keinen Patriotismus erwarten. Die Red.)

Pariser Blätter hatten das Gerücht ausgestreut, daß die nach Chile gelieferten deutschen Kanonen beim Probeschießen explodiert seien. Demgegenüber stellt die chilenische Militärkommission fest, daß ihr von einer solchen Explosion nichts bekannt sei. Chile sei im Gegenteil mit den deutschen Kanonen sehr zufrieden, da bei dem Probeschießen ausgezeichnete Resultate erzielt worden seien.

Am Dienstag, den 18., vollzog sich in Paris unter großem Pomp die Regierungsübernahme durch Herrn Raymond Poincaré. Er wurde von seiner Wohnung von den Ordonnanzoffizieren seines Vorgängers nach dem Regierungspalast geleitet, wo ihm im Botschaftersaale Herr Fallières, sämtliche Minister sowie die Präsidenten der beiden Kongreßhäuser erwarteten. Zuerst richtete der scheidende Präsident das Wort an seinen Nachfolger, dessen Lebenslauf er in kurzen Worten entwarf, und darauf sprach Herr Poincaré. Von dem Regierungspalast begab sich der Zug nach dem Munizipalhause, wo Herr Poincaré von dem Bürgermeister und den Stadtverordneten empfangen wurde. Während der Fahrt von dem Regierungspalast zum Munizipalhause schwebte ein Aeroplan über dem Zuge und der Flieger streute Blumen in den Wagen des neuen Präsidenten. Das französische Volk ist mit seinem neuen Präsidenten äußerst zufrieden. Nach der Regierungsübernahme ließ Herr Poincaré zwanzigtausend Franken unter die Armen verteilen.

Das italien. Blatt „Popolo Romano“ fährt fort, den Standpunkt, den die italienische Regierung in der Frage der subventionierten Schifffahrt eingenommen, gegen die Angriffe zu verteidigen. Die Subventionierung der Schifffahrt sei nichts anderes gewesen, als die Subventionierung der Auswanderung nach Brasilien. Da nun diese aber durch das Dekret Prinetti verboten sei, so habe man auch die Subvention, die man den Schifffahrtsgesellschaften bewilligt, zurückweisen müssen. Der Artikel schließt mit den Worten: „An dem Tage, wo Brasilien sich dazu verstehen wird, Verträge betreffend die Interessen der Einwanderer zu schließen sowie die Bedingungen der Arbeit und das Regime der Gerechtigkeit zu garantieren, wird die subventionierte Schifffahrtlinie uns willkommen sein; an diesem Tage wird die Subvention in Kraft treten können, und die italienische Regierung wird nicht die letzte sein, die sich darüber freuen wird.“

Am nächsten Tage veröffentlichte das Blatt eine Zuschrift des brasilianischen Gesandten, Hrn. Dr. Alberto Fialho, in der dieser Diplomat die Behauptung, daß die Einwanderer in Brasilien schutzlos seien, entschieden zurückweist. Der Schutz liege schon in den Gesetzen, die die Einwanderer ebenso behandeln, wie die Eingeborenen. Er könne es nicht verstehen, welchen Schutz die Italiener noch verlangen wollen. Der Korrespondent des „Popolo Romano“ habe den brasilianischen Minister des Aeussern nach diesem Schutze gefragt und der Minister habe darauf keine Antwort gegeben. Das habe die Zeitung nun so gedeutet, als hätte Herr Lauro Müller selber die Schutzlosigkeit zugestanden. Das sei aber nicht der Fall. Der Minister habe einfach nichts zu sagen gewußt, weil ihm die Frage sonderbar vorgekommen sei, und sonderbar sei auch das Reklamieren eines Schutzes, das noch über die Gesetze hinausgehen soll. — In seinem der Zuschrift gewidmeten Kommentar bleibt das „Popolo Romano“ aber dabei, daß Brasilien es an dem Schutze fehlen lasse und das könne Italien nicht dulden, denn die Schutz-

losigkeit seiner Angehörigkeit verletze seine Würde.

In der Hauptstadt von Mexiko wird furchtbar gekämpft. Die Revolutionäre scheinen besonders auf den amerikanischen Klub ihr Hauptaugenmerk gerichtet haben, der fast vollständig zerstört wurde. Die Gesandten von Kuba und Belgien mußten ihre Gesandtschaftsgebäude verlassen, weil sie zu sehr beschädigt waren. Dasselbe mußte der französische Konsul tun. Alles, was fliehen kann, flieht aus der Stadt. Keine der kämpfenden Parteien denkt daran, Frieden zu schließen, und so wird der Kampf entweder bis zur Vernichtung einer der Parteien oder bis zur vollständigen Zerstörung der Stadt dauern. Madero hat abgedankt und sein bisheriger Minister La Barra ist zum provisorischen Präsidenten ausgerufen worden. Der Personenwechsel bedeutet aber nicht den Frieden, sondern die Fortsetzung des Kampfes mit aller Entschiedenheit. — Bei dieser furchtbaren Revolution handelt es sich nicht um irgendein Ideal, sondern lediglich um den Ehrgeiz einiger Caudillos.

Die internationale Lage hat sich wieder ganz plötzlich verschlimmert. Aus Petersburg wird gemeldet, daß Zar Nikolaus an Kaiser Franz Josef geschrieben habe, die Haltung Oesterreich-Ungarns zwinge ihn, kurz und bündig zu erklären, daß Rußland auf dem Balkan die Politik seiner slawischen Brüder unterstützen werde, denn dieses sei das einzige Mittel, den Frieden herbeizuführen, andererseits werde Rußland die Grundlagen der österreichischen Politik respektieren. Darauf hat das „Neue Wiener Tageblatt“, wenn man dem Telegraphen glauben kann, die sonderbare Weisheit verzapft, daß Rußland aufhören müsse, über die Balkanvölker eine gewisse Vormundschaft auszuüben, denn nach der geschichtlichen Tradition komme es Oesterreich-Ungarn zu, sich in die Balkanangelegenheiten einzumischen.

Am besten wäre es, diese Worte wären nicht geschrieben worden; sind sie aber schwarz auf weiß erschienen, dann bleibt doch noch immer die Hoffnung übrig, daß sie die Ansicht eines Zeitungsmannes und nicht eines leitenden Ministers ausdrücken. Kein Land der Welt hat so große durch die Tradition geheiligte Rechte auf dem Balkan zu vertreten wie Rußland, das für alle vier Königreiche, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro die Selbständigkeit erkämpft. Dieses durch Ströme von Blut erkaufte Recht leugnen zu wollen, ist eine politische Ungeheuerlichkeit, die dadurch nicht gemildert wird, daß auch Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan Rechte zu wahren hat. Die Rechte der Habsburger-Monarchie sind wirtschaftlicher Art und die Oesterreicher sollen und müssen verlangen, daß diese Rechte von Rußland respektiert werden, aber sie können und dürfen nicht verlangen, daß Rußland auf seine jedenfalls viel heiligeren Rechte, die Rechte der Vaterschaft verzichte. Die beiden Länder müssen sich nachbarlich vertragen; wenn eins von ihnen das andere herausdrängen will, dann schafft es ganz unnötigerweise eine schwierige Lage und hat infolgedessen die Verantwortung für die Folgen zu übernehmen, die daraus entstehen können.

Der Telegraph hat uns während des Krieges wiederholt falsch informiert und hauptsächlich in solchen Fällen, wo es sich um die österreichische Politik handelte und deshalb hoffen wir, daß er auch diesmal falsch berichtet hat.

Ueber den Stand der Verhandlungen zwischen Rumänien und Bulgarien wird nichts Erfreuliches berichtet. Aus den Telegrammen ist wohl nichts Genaueres zu entnehmen, aber man gewinnt doch den

Eindruck, als ob in Rumänien eine Strömung bestände, die von der Regierung verlangt, daß sie die Forderungen immer höher schraube. Jetzt heißt es, wenn Rumänien die zuletzt von Bulgarien gemachten Angebote nicht annehme, dann sei der Bruch der diplomatischen Beziehungen zu erwarten. Dieses wird hoffentlich nicht geschehen, denn Bulgarien kann augenblicklich Rumänien keinen Widerstand entgegensetzen, weil der Konflikt zwischen den beiden Ländern dem Siege der Türkei über die Verbündeten bedeuten würde, was Bulgarien doch auf alle Fälle verhüten muß. Bulgarien wird deshalb wohl auch einer erhöhten Forderung Rumäniens nachgeben, dadurch wird aber eine Spannung zwischen den beiden Ländern entstehen, an der Rumänien über kurz oder lang zugrunde gehen wird. Die Balkanslawen werden es Rumänien nie vergessen, daß es den Krieg gegen den Erbfeind aller dazu benutzt hat, um den Völkern, die bisher mit ihm alle schweren Stunden durchgemacht, Verlegenheiten zu bereiten. Rumänien ist ein verlorenes Inselchen in der großen Slawenflut und es ist nicht vernünftig von seinen Politikern, daß sie für augenblickliche Vorteile die Zukunft opfern.

Notizen.

São Paulo.

Einwanderung über Santos. Der Einwanderungsinspektor in Santos, Herr Oscar Löfgren, hat einen ausführlichen Bericht über alle Tätigkeitszweige des ihm unterstellten wichtigen Amtes ausgearbeitet und dem Herrn Ackerbausekretär vorgelegt. Dieser Bericht ist noch nicht im Druck erschienen, doch ist bereits aus ihm ein Auszug der Presse zugänglich gemacht worden und mit diesem Auszug, der schon für sich ein wichtiges Dokument darstellt, wollen wir uns etwas befassen, mit dem Vorbehalt, auf den Bericht nach seiner Publikation ausführlicher zurückzukommen.

In seinem Kapitel über die Einwanderungsbewegung verweist Herr Löfgren auf seinen Bericht betreffend das Jahr 1911. In diesem Berichte habe er mit großer Genugtuung eine bedeutende Zunahme der Einwanderung festgestellt; in dem vorliegenden Bericht betreffend das Jahr 1912 könne er aber mit einer noch größeren Genugtuung feststellen, daß die Zuwanderung sich nochmals verdoppelt hat. Im Jahre 1911 war der Monatsdurchschnitt 3000 Personen und nur in den letzten drei Monaten kamen im Durchschnitt 7000 Personen; im Jahre 1912 war aber diese bessere Zahl der Durchschnitt für alle Monate von Januar bis Dezember. Diese erfreuliche Zunahme der Einwanderung war nicht durch die Zunahme der subventionierten Immigration bedingt, denn den größten Zuwachs wies die freiwillige Zuwanderung auf, was ein Zeugnis ist, daß der Staat eine große Anziehungskraft besitzt und absolut nicht darauf angewiesen ist, die Leute heranzulocken.

Die Zuwanderung in den letzten fünf Jahren wies folgende Zahlen auf:

1908	37.875
1909	38.238
1910	37.690
1911	50.957
1912	91.463

Das Anwachsen der Einwanderung im letzten Jahre ist also das größte, das man von einem Jahre zum anderen beobachtet hat. (Noch größer wird diese Zunahme, wenn man die Einwanderung über

Rio de Janeiro in Betracht zieht, die Herr Löfgren aber in seinem Bericht nicht erwähnen kann, weil er nur über die Einwanderung über Santos behandelt.

Nach der Einwandererherberge in der Staatshauptstadt wurden weitergeleitet:

1908	15.070 Personen
1909	18.985 ..
1910	18.906 ..
1911	20.017 ..
1912	47.651 ..

Im Jahre 1911 wurden von der Inspektorie in Santos 17.312 Gepäckstücke nach der Einwandererherberge in São Paulo befördert, im Jahre 1912 waren es aber schon 36.420 Gepäckstücke.

Im Jahre 1908 wurden 1.452 Schiffe von dem Personal der Inspektorie besucht und 823 von ihnen hatten Einwanderer an Bord. Im Jahre 1909 waren es 1.503 Schiffe und 800 mit Einwanderern; im Jahre 1910 1.574 Schiffe und 855 mit Einwanderern; im Jahre 1911 1.631 und 869 mit Einwanderern und 1912 1.767 und 876 mit Einwanderern.

Ist schon die Statistik der Einwanderung eine günstige, so wird sie noch günstiger, wenn man die Zuwanderung mit der Abwanderung in den einzelnen Jahren vergleicht. Die Bewegung in den letzten fünf Jahren bietet das folgende Bild:

	Zuw.	Abw.	Verblieben.
1908	378750	30750	7125
1909	38238	34512	3726
1910	37690	30761	6926
1911	50957	27331	23626
1912	91463	37400	54063

Die Abwanderung hat also im Verhältnis zu der Zuwanderung sehr stark abgenommen, die letzten zwei Jahre schneiden hierin sehr günstig ab.

Unter den Einwanderern waren die folgenden Nationalitäten am stärksten vertreten: Portugiesen 29.101, Spanier 25.577, Italiener 23.749 und Syrier 4.098.

Unter den Abwanderern waren Italiener 15.434, Portugiesen 8.133, Spanier 6.159 und Oesterreicher 1.776.

Die Länder, von welchen die meisten Einwanderer kamen, waren Spanien 25.184, Portugal 22.531, Italien 19.760 und Argentinien 6.470.

Auf die Brasilienmüden übt Buenos Aires die größte Anziehungskraft aus, denn von dem im Jahre 1912 Abgewanderten gingen 11.259 nach der Hauptstadt Argentinien. Seit der Errichtung des Einwanderungsamtes in Santos hat man jedes Jahr feststellen können, daß Buenos Aires mehr Leute Santos abnimmt, als es uns abgibt. In den letzten fünf Jahren war der Verkehr zwischen diesen beiden Hafenstädten der folgende:

	Von B. Aires	Nach B. Aires.
1908	4.660	8.599
1909	4.317	10.678
1910	4.442	8.813
1911	6.876	7.627
1912	6.470	11.259

Das für uns günstigste Jahr war also 1911, was sich wohl dadurch erklärt, daß die Italiener in jenem Jahre sich durch das argentinische Sanitätsgesetz schwer beleidigt fühlten und die La Plata-Republik sich durch ihre Anarchistenriechei bei den Wanderlustigen verhaßt machte. Ueber die von Santos nach Buenos Aires Abgewanderten kann man wohl sagen, daß es Elemente sind, die sich nicht selbsthaft machen wollen. Daß die Zuwanderung aus Buenos Aires kleiner ist als die Auswanderung nach dort hin, hat die Erklärung vielleicht darin, daß die in Argentinien müde gewordenen Leute das Experiment der Ansiedlung in einem südamerikanischen

Land nicht mehr wiederholen wollen; sie kehren lieber gleich nach Europa zurück; nur ein kleiner Teil derselben, die Argentinien verlassen, machen noch einen Abstecher nach Brasilien.

Die Abwanderung ist in den letzten Jahren, wie es aus dem Berichte des Herrn Löfgren hervorgeht, eine relativ geringe gewesen. Sie dürfte aber noch geringer werden, wenn in der Nähe der Kaffeefazenden Kolonien entstehen, in welchen den Kolonisten die Gelegenheit geboten ist, sich selbstständig zu machen. Auf den Fazenden werden die wenigsten selbsthaft, denn der Mensch sehnt sich nach Selbstständigkeit und diese kann ihm von dem Grundbesitz nicht geboten werden.

Kaffeevalorisation im deutschen Reichstag. Wie gut der famose Herr Mathias Erzberger über die Kaffeewertung unterrichtet ist, geht aus der folgenden Stelle seines Speechs hervor:

„Wenn etwas in Deutschland den Unwillen des Volkes erregt hat, so sind es die Machinationen der brasilianischen Südstaaten (!) den Kaffeepreis unter Zuhilfenahme und unter Führung der Deutschen Bank (?) gewaltig in die Höhe zu treiben. Man hat eine 300 Millionen-Anleihe für Santa Catharina do Sul aufgebracht, und unsere Banken haben dabei den südamerikanischen Staat in die Möglichkeit versetzt, die Kaffeepreise bis zu 50 Prozent in die Höhe zu setzen. Die gleiche Bank, die an dieser Verteuerung mit schuld ist, sollte nun davon absteigen, den Petroleumpreis in die Höhe zu setzen.“

Dazu bemerkt die „Südamerikanische Rundschau“: „Herr Erzberger glaubt berufen zu sein, in wirtschaftlichen Fragen das große Wort zu führen; er geht dabei aber so oberflächlich zu Werke, daß ihm die bedauerlichsten Mißgriffe passieren. Man hätte doch wohl erwarten dürfen, daß er wenigstens in großen Zügen über die Kaffeewertung unterrichtet gewesen wäre, daß er wenigstens gewußt hätte, daß nicht Santa Catharina (ein Santa Catharina do Sul muß erst noch entstehen, Herr Erzberger), sondern S. Paulo die Valorisationsanleihe aufgenommen hat, und nicht mit Hilfe der Deutschen Bank, sondern einer anderen Bankgruppe.“

Unser äußerst liebenswürdiger Kollege, Herr Joseph König in Porto Alegre, wird in der Festnagelung des obigen Unsinn wohl wieder die ganze Voreingenommenheit „gewisser vorurteilsloser Leute“ erblicken, aber wir können wahrhaftig nichts dafür, daß der von ihm über den grünen Klee gelobte Herr Erzberger, so oft er den Mund auf tut, Unsinn spricht. In der Zentrumsparthei gibt es ja manchen sonderbaren Heiligen und Erzberger ist der sonderbarste von allen.

Kinderhospital Die Sammlung für das Kinderhospital nimmt sehr erfreuliche Fortschritte. Der Ertrag der Sammelbüchsen ist ein sehr erfreulicher. Bei der letzten Oeffnung fand man die größten Beiträge in den Büchsen in der Charutaria Selecta (172\$000) und in Castellões (146\$000). Der Ertrag der anderen Büchsen war auch ein sehr befriedigender.

Neue Bahn. Nach einer amtlichen Mitteilung des Verkehrsministers ist der provisorische Betrieb auf der neuen Bahnlinie von Itaquy nach S. Borja im Staate Rio Grande do Sul eröffnet worden.

Gefährliche Spielerei. Am Montag mittag „spielte“ die 9jährige Agostinha Martino, Tochter des in der Rua Ypiranga wohnhaften Salustiano Martino, damit, daß sie eine geladene Revolverpatrone gegen die Wand warf. Plötzlich explodierte die Patrone und wurden dem Mädchen dabei zwei Finger zerschmettert.

Brand in einem Cinema. Am Mittwoch um acht Uhr abends geriet im Cinema „High Life“ ein Film in Brand. Erschrocken drängte sich das Publikum zur Tür und mancher wurde dabei recht empfindsam gequetscht. Weiteres Unglück geschah nicht. Der Brand wurde sehr schnell gelöscht und bei dem Gedränge ist auch niemand ernstlich zu Schaden gekommen. Als die Feuerwehr erschien, hatte sie nichts mehr zu tun, denn das Personal des Kinos war schon mit dem Feuer fertig geworden.

Der Kanne weit bringen. Am Mittwoch gerieten zwei Tischlerlehrlinge in der Werkstatt, in der beide beschäftigt waren, in Streit. Der eine von ihnen, das 12-jährige Meistersöhnchen Alfredo d'Angelo, versetzte seinem Gegner, dem ebenfalls 12-jährigen João Verroti, einen Messerstich. Der Messerheld ergriff die Flucht und der Verletzte mußte nach der Santa Casa gebracht werden. Der Stich hat den linken Fuß getroffen und gilt die Verletzung als schwer, denn der Junge wird mehr als 30 Tage arbeitsunfähig sein.

Motorschiff „Suecia“. Einer lebenswürdigen Einladung der Agenten der Johnson-Line, Herren Schmidt, Trost & Co., Folge leistend, hatten wir gestern Gelegenheit, das in Santos vor Anker liegende Motorschiff „Suecia“ der genannten Gesellschaft eingehend zu besichtigen. Wir können nicht umhin, unsere größte Befriedigung über das Gesehene Ausdruck zu geben.

Der Verbrauch von Petroleum der „Suecia“ beträgt für die Hin- und Rückfahrt Stockholm—Buenos Aires 600 Tonnen, doch vermag das Schiff 1169 Tonnen dieses Heizmaterials mitzunehmen, so daß es für alle Eventualitäten mehr als ausreichend ausgerüstet ist. Der zur Verfügung stehende Laderaum ist natürlich viel größer als bei Dampfern, denn die Motoranlage nimmt viel weniger Raum weg als die Dampfkessel, und außerdem wird auch der Raum für die Kohlenbunker gespart, denn das ohnehin im Verhältnis zur Heizkraft bedeutend weniger Raum beanspruchende Petroleum ist im Doppelboden untergebracht. Die in Kopenhagen erbaute „Suecia“ ist mit 2 achtzylindrigen Großmotoren, zwei Hilfsmotoren und den üblichen Dynamomaschinen ausgerüstet. Sie besitzt 10 elektrische Kräne und vermag 150.000 Sack Kaffee zu laden. Die Reederei hat vier weitere Schiffe desselben Systems in Bau, von denen das erste im Juni, das zweite im Oktober dieses Jahres, die beiden anderen im Jahre 1914 abgeliefert werden sollen. Zwei weitere Motorschiffe wird sie demnächst in Auftrag geben. Sie sind sämtlich für den Südamerikadienst bestimmt. Vor der Abfahrt besuchten der König und der Kronprinz von Schweden, Mitglieder des schwedischen Königshauses sowie zahlreiche Kaufleute das Schiff, das auch in Gothenburg großes Interesse erregte. Die Reederei, die sich bekanntlich um die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Brasilien und Schweden bereits große Verdienste erworben hat, gibt mit der Einstellung dieser neuen Schiffe wiederum einen Beweis, daß sie mit der Zeit zu gehen versteht. Das stammverwandte schwedische Volk zeichnet sich ja überhaupt durch seinen entschlossenen Wagemut in technischen Dingen aus.

Es hatten sich eine große Anzahl von Herren aus São Paulo und Santos auf dem Schiff eingefunden. Alle waren des Lobes voll über die großartigen Einrichtungen und technischen Vollkommenheiten. Wir möchten nicht unterlassen, an dieser Stelle den Herren Agenten der Johnson-Line für die große Aufmerksamkeit und die Bemühungen, den Aufenthalt den Teilnehmern der Besichtigung auf diesem interessanten Schiff so angenehm als möglich zu gestalten, den besten Dank auszusprechen. Anschlies-

send an die Besichtigung wurde den Geladenen ein feiner Lunch serviert.

Eine ungerechte Auslegung. Wie unseren Lesern bekannt ist, hat der bisherige Pfarrer von Itapira eine neue Kirche gegründet und sich selbst in edler Bescheidenheit den Titel eines Patriarchen beigelegt. Das letztere sollte genügen, um über den Mann und seine Gründung ein Urteil zu bilden, denn die Selbstbeförderung zu einer hohen geistlichen Würde sagt deutlicher als alles andere, daß der Ex-Conego Amorim Corrêa, obwohl er vorgibt, alles in Christo erneuern zu wollen, mit dem Weltheiland keine Ähnlichkeit hat und daß es ihm nur darauf ankommt, seine eigene Person in den Vordergrund zu rücken. Die Geschmäcker sind aber verschieden und was den einen abstoßt, das zieht den anderen an, was dem einen lächerlich erscheint, das hält der andere für eine große Tat, und so kommt es auch, daß der Patriarch aus eigener Machtvollkommenheit schon eine ganze Schaar von Bewunderern um sich hat und es gibt auch Preßorgane, die dem „Patriarchen der brasilianischen Kirche“, der, nebenbei gesagt, ein Portugiese ist, Weihrauch streuen.

Eine dieser Zeitungen hat sowohl den Kirchengründer wie den Bischof von Campinas, Dom João Nery, interviewen lassen und dem letzteren ist dem ihn ausfragenden Journalisten gegenüber ein Wort entschlüpft, das, wer es zu machen versteht, verschiedene Deutung zuläßt. Der Bischof sagte, daß die neue Kirchengründung ihn sehr wenig aufrege. Der Fall Amorim Corrêa sei gerade so, als ob der Angestellte eines alten Handelshauses, der mit seinem Prinzipal gezankt, auf der anderen Seite der Straße eine Bude aufmachen würde, um der großen Firma Konkurrenz zu machen. Dieser Vergleich der katholischen Kirche mit einem Handelshause ist nun nicht besonders schön und nicht besonders geistreich, aber wir glauben, daß der Bischof auch gar nicht daran dachte, ein schönes Wort zu sagen und geistreich zu erscheinen. Er sprach das Wort aus, wie es ihm eben auf die Zunge kam und wird nun nicht wenig erstaunt sein, daß dieselbe Zeitung, die ihn hat interviewen lassen, aus diesem harmlosen Ausspruch ein großes Eingeständnis macht und ihn dazu benützt, einen Angriff auf den Bischof und seine Kirche zu rechtfertigen. Die Sache wird so hingestellt, als habe Dom João Nery mit voller Ueberlegung die katholische Kirche ein Geschäft genannt und dieses gibt die Möglichkeit, den Ex-Conego mit Christus selbst zu vergleichen, der die Händler aus dem Tempel trieb.

Damit hat der Ausspruch des Bischofs eine Auslegung erfahren, die absolut nicht gerechtfertigt ist. Es war ein Vergleich und kein Eingeständnis. Dom João Nery wollte nur sagen, daß die katholische Kirche von der neuen Gründung nichts zu fürchten habe und darin wird man ihm wohl auch recht geben müssen — wenn die Kirche durch solche Herren wie Amorim Corrêa zerstört werden könnte, dann wäre sie nicht so alt geworden, denn die Zahl der Vorgänger des Ex-Conego ist legion.

Aus dem Artikel, in dem der Bischof von Campinas heruntergeputzt wird, hört man deutlich heraus, daß der Verfasser an gar nichts glaubt, daß er zu der großen Klasse gehört, die man Freidenker nennt. Das sollte ein Grund sein, in ihm einen unparteiischen Beobachter zu suchen, dem alle Kirchen gleich sind und der bei der Wertung einer Persönlichkeit nicht danach schaut, was für ein Kleid sie an hat. Den Freidenker darf das Bischofskleid Dom João Nerys nicht abhalten, einzugestehen, daß er, der er von einer armen bescheidenen Familie abstammt, trotz der Würde, mit der man ihn bekleidet, und trotz des römischen Grafentitels, den man ihm

gegeben, ein Mann geblieben ist, dem man sich nahen kann und der noch mit denen fühlt, aus deren Mitte er hervorgegangen. Dieses sollte genügen, um ihn über einen Herrn zu setzen, der sich selbst Patriarch nennt.

Unangebracht scheint es uns auch zu sein, daß man die Gründung der brasilianischen Kirche wieder dazu benützt, um über die Jesuiten zu schimpfen, die unseres Erachtens mit dem ganzen Fall nichts zu tun haben. Es ist sonderbar: mit den Jesuiten ist es ebenso wie mit den Anarchisten — je weniger man sie kennt, desto mehr schimpft man über sie und desto mehr fürchtet man sie, um bei näherem Zusehen zu entdecken, daß man sich über ein Mißgebild der Phantasie aufgeregt hat. Es macht den Freidenkern keine Ehre, daß sie ebenso wie die Obskuranten an Fabeln glauben und, um eine Organisation zu verdächtigen Behauptungen wiederholen, die schon längst widerlegt worden sind. Das ist nicht aufrichtig und der Mangel an Aufrichtigkeit ist besonders dort fatal, wo diese Tugend gepredigt wird.

Deutsche Operette. Wie wir durch einen Privatbrief erfahren, ist es Fräulein Josefine Tuscher gelungen ein erstklassiges Operettenensemble zu organisieren. Die Gesellschaft wird sich am 28. März auf dem „König Friedrich August“ in Hamburg nach Südamerika einschiffen und am 11. April in Rio sein. Die Saison soll aber nicht in Brasilien, sondern in Buenos Aires eröffnet werden, wo die Gesellschaft am 15. April einzutreffen hofft und am 17. oder 18. April die Spielzeit beginnen soll. Von Buenos Aires wird die Gesellschaft nach Rio de Janeiro zurückkehren und denkt Fräulein Tuscher am 22. Mai in unserer Bundeshauptstadt debütieren zu können. Das Orchester wird vom „Richard Wagner-Orchester“, Direktion Hofkapellmeister Carl Mahlmann, gestellt, und ist ausgezeichnet. Die Solokräfte werden als sehr gut bezeichnet und auch der Chor soll sich aus tüchtigen Kräften zusammensetzen. — Ueber den Zeitpunkt, wann die Gesellschaft in São Paulo auftreten wird, kann vorläufig noch nichts bestimmtes gesagt werden, aber jedenfalls wird sie nach dem Auftreten in Rio de Janeiro hierher kommen.

Kaffeevalorisation im deutschen Reichstag. Unsere Stellungnahme zu dem Auftreten der Herren Erzberger und Nacken gegen die Kaffeevalorisation ist uns böß verübelt worden und zwar von dem zentrumstreuen „Deutschen Volksblatt“ in Porto Alegre. Der bedrückten Brust des Kollegen entrang sich folgender wirklich zu Herzen gehender Seufzer: „Hat es doch die paulistaner „Deutsche Zeitung“ fertig gebracht, sich am Zentrum zu reiben, weil Zentrumsabgeordnete im Reichstage vom deutschen wirtschaftlichen Standpunkte aus gegen die brasilianische Kaffeevalorisation, deren Kosten die deutschen Konsumenten mittragen helfen müssen, gesprochen haben. Da zeigt sich eben die ganze Voreingenommenheit gewisser „vorurteilsloser Leute.“

Bei dem „Deutschen Volksblatt“ ist man es gewöhnt, daß es nie den Boden der sachlichen Gründe wahr, sondern sofort persönlich wird und hinter allem und jedem den „Kirchenhaß“ wittert. Das ist dem Herrn Redakteur schon längst zur zweiten Natur geworden und man nimmt es ihm auch nicht mehr übel, denn niemand kann aus seiner Haut heraus und ebensowenig kann jemand den Verfolgungswahn loswerden, der ihn plagt und der ihn überall Feinde sehen läßt.

Was hat in aller Welt die „Vorurteilslosigkeit“ mit der Kaffeevalorisation zu tun oder die „Voreingenommenheit gewisser Leute“ mit der Schwadro-

nage eines vielfach blamierten Schreihalses wie Mathias Erzberger? Hätte ein Sozialdemokrat, ein Liberaler oder ein Konservativer den die Valorisation betreffenden Antrag gestellt, so hätten wir ebenso den Angriff auf den Staat São Paulo zurückgewiesen, wie wir das gegen die beiden Zentrumsleute taten, denn er ist unberechtigt und kann nur von Leuten unternommen werden, die entweder von der Sache nichts verstehen oder aber eine Hetze inszenieren wollen, wie es mit Erzberger der Fall sein dürfte. Als der Berliner „Vorwärts“ vor anderthalb Jahren die Valorisation ein „kapitalistisches Verbrechen“ nannte, da haben wir dagegen protestiert; als der Anwalt der nordamerikanischen Republik gegen diese Valorisation das Trustgesetz angewendet wissen wollte, da haben wir unsere Gründe dargelegt, weshalb wir eine solche Maßnahme für ungerechtfertigt hielten, und als nun die beiden Zentrumsabgeordneten im deutschen Reichstag gegen unseren Staat ihre Sprüchlein hersagten, da behaupteten wir nicht anders als früher, daß der Alarm vollkommen unbegründet sei.

Das weiß das „Deutsche Volksblatt“ sehr genau, aber es nimmt trotzdem Anlaß, unsere Vorurteilslosigkeit zwischen Gänsefüßchen zu setzen und uns mit der nur ihm eigenen Höflichkeit „gewisse Leute“ zu nennen. Die Einfuhrstatistik des Santos-Hafens zeigt uns, daß die Einfuhr unseres Staates nach dem Gelingen der Valorisation sich fast verdreifacht hat, und da Deutschland sich unter denjenigen Ländern befindet, deren Export nach Santos am bedeutendsten zugenommen hat, so glauben wir daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß die deutsche Industrie aus der Valorisation einen großen Nutzen gezogen hat, daß das Geld, das infolge dieser gelungenen Operation nach São Paulo gekommen ist, wieder den Rückweg nach Deutschland findet und daß das Deutsche Reich demnach keinen Grund hat, sich über die Valorisation zu beschweren. Die Herren Erzberger und Nacken haben diese Tatsache verschwiegen, sie lieferten eine einseitige Darstellung des zur Debatte stehenden Gegenstandes, und da nun die „Vorurteilslosigkeit gewisser Leute“ gerade darin besteht, das Kind beim rechten Namen zu nennen, wem es immer auch gehören möchte, so sagten wir gegen die beiden Zentrumsleute genau dasselbe, was wir gegen den „Vorwärts“ und gegen den Regierungsanwalt der Vereinigten Staaten gesagt hatten.

Die Gänsefüßchen können wir also Herrn Kollegen König zurückgeben mit dem Bemerkens, daß in seiner Auslassung „sich die ganze Voreingenommenheit gewisser überfrommer Leute“ gezeigt hat, denen es auf eine Entstellung mehr oder weniger nicht mehr ankommt, weil ihre ganze langjährige journalistische Tätigkeit darin bestanden hat, Tatsachen zu entstellen und Fünf gerade werden zu lassen.

Abenteuer einer Brasilianerin. Vor einiger Zeit nahm eine nach Brüssel abreisende belgische Familie ein brasilianisches Dienstmädchen namens Apolonaria da Conceição mit. Der Familie war es aber nur darum zu tun gewesen, das Mädchen zur Beaufsichtigung der Kinder während der Reise bei sich zu haben, denn in Brüssel wurde es entlassen. Mit großer Mühe und Not erreichte Apolonaria, die erst fünfzehn Jahre alt ist, Paris und wandte sich an den brasilianischen Konsul, der aber für sie angeblich nichts tun konnte. Das Mädchen, das kein Französisch spricht, wäre in der Weltstadt unfehlbar zugrunde gegangen, aber glücklicherweise traf es in Paris einige Brasilianer, die anders dachten als der Konsul und der Apolonaria die Rückreise nach Brasilien bezahlten. Sie kam

mit der „Sierra Ventana“ in Rio de Janeiro an und begab sich sofort nach Victoria, wo ihre Eltern wohnen.

Informationsbureau in Berlin. Vor einigen Tagen hat die Regierung des Staates São Paulo in Berlin ein Kommissariat errichtet. Das hiesige deutsche Konsulat hat sich nun dafür interessiert, zu erfahren, welcher Art die Aufgaben dieses Kommissariates sind, und das Ackerbausekretariat hat auf eine diesbezügliche Anfrage erklärt, daß es sich um ein Informationsbureau handelt, dessen Aufgabe darin besteht, über das Wirtschaftsleben des Staates auf Anfragen Auskünfte zu erteilen. Mit der Auswanderung befaßt sich das Kommissariat direkt nicht, wenn es aber Anfragen nach den Lebensbedingungen in unserem Staate erhält, dann wird es auch darüber Auskünfte erteilen. Es handelt sich also nicht um eine Propaganda für die Auswanderung nach São Paulo, sondern um die Erteilung authentischer Auskünfte über alles, was die deutsche Industrie und den deutschen Handel interessieren kann. Dieses Bureau wird jedenfalls sowohl dem Staate wie Deutschland ganz hervorragende Dienste leisten, denn auch den deutschen Handels- und Industriekreisen liegt sehr viel daran, schnelle und zuverlässige Auskünfte zu erhalten.

Stadtverschönerung. Eins muß man unserer Präfektur lassen: sie sorgt dafür, daß den Zeitungsmenschen der Stoff niemals ausgeht. Man braucht nur eine Straße anzusehen und der Stoff zu einer ausführlichen Notiz ist schon da. Anderswo brauchen die Kollegen zur Zeit der Parlamentsferien Geschichten von der Seeschlange aufzutischen oder von der Entdeckung eines Mittels gegen das Altern zu erzählen; hier ist das alles nicht nötig: die Präfektur sorgt für unsere Zunft mit wirklich väterlicher Liebe, indem sie für die Stadt zu sorgen dem lieben Herrgott überläßt.

Seit einigen Tagen herrscht wieder eine ganz reguläre Hitze. Der Staub ist demzufolge wieder sehr billig in S. Paulo und für die Präfektur bestände jetzt die Pflicht, die Sprengautos, mit welchen sie während des Karnevals einen besseren Eindruck gemacht hat als die Gesellschaften mit ihren Phantasiewagen in Tätigkeit zu setzen. Sie tut es aber nicht. Leider ist diese Unterlassungssünde nicht die einzige. Gewöhnlich ist es der Fall, daß einer, der selbst nicht arbeitet, ein guter Aufseher ist, aber unsere Präfektur bildet auch hierin eine Ausnahme. Sie sieht nicht darauf, daß andere Leute der Stadt gegenüber ihre Pflicht erfüllen und diese anderen nützen die ihnen von der Präfektur gewährte Freiheit weidlich aus. Vor einiger Zeit ließ die Light wegen Aenderung ihres Schienenstranges ganze Straßenstrecken aufreißen und sperrte somit für mehrere Tage den Verkehr. Vorher schon wurde eine Strecke der Rua Ipiranga aufgerissen, wir wissen nicht, von wem und zu welchem Zweck, aber Tatsache ist, daß die Neupflasterung bisher unterblieben ist. Man hat die Steine sehr lässig wieder in den Boden gestampft, anstatt die Arbeit solid durchzuführen. In vielen anderen Straßen ist dasselbe der Fall. Muß irgendein Etablissement eine unterirdische Leitung legen, so läßt es ein Stück Straße anfreißeln und die Neupflasterung unterbleibt.

So etwas beeinträchtigt vor allen Dingen den ästhetischen Eindruck der Straße, und da unsere Präfektur einen ausgeprägten Schönheitssinn besitzt, da sie alles verschönern will, so sollte sie diesen eigenmächtigen Herren, die das Vorhandene noch verunstalten, ganz energisch aufs Dach steigen und es ihnen ein für allemal klar machen, daß die auf-

gerissenen Stellen so schnell als möglich wieder gepflastert werden müssen.

Das Fallen der Kaffeepreise wird auf die Machenschaften einiger Baissisten in Santos zurückgeführt, die, um ihre eigenen Interessen zu wahren, die Interessen des Staates opfern. Die Fazendeiros sind über diese Baissisten nicht wenig aufgeregt.

Indianerüberfall. Zwischen Rio Tibiriçá und Rio Peixe im Munizip Campos Novos do Parapanema ist der Landvermesser Ingenieur Dr. Archangelo Segna mit seinen sieben Gehilfen von Indianern überfallen und ermordet worden. Der genannte Ingenieur arbeitete mit Herrn René Lacerda an der Vermessung einer Fazenda der Herren Alfredo Ferraz de Salles und Luis Piza, 150 Kilometer von der Station Hector Legru entfernt. Die beiden Ingenieure kamen abwechselnd nach Hector Legru, um ihre Einkäufe an Lebensmitteln zu machen. In der vorigen Woche kam Herr René Lacerda. Am Freitag, den 7. ds., kehrte er nach dem Lager zurück. Nur eine kleine Strecke von Hector Legru entfernt traf er einige bekannte Indianer, die ihm erzählten, daß sein Kamerad mit seinen Arbeitern überfallen und ermordet werden sollte. Herr Lacerda ritt so schnell wie man nur eben kann und legte auf dem schwierigen Wege die Strecke von 150 Kilometern in zwei Tagen zurück. Die ihm ergebenden Indianer begleiteten ihn. Aber er konnte das Lager nicht mehr erreichen, denn kurz vor der Arbeitsstelle stieß er auf eine Bande von Wilden, die ihm erzählten, daß der Mord schon geschehen sei. Unter dem Schutze der ihm begleitenden Indianer konnte Herr Lacerda unversehrt nach Hector Legru zurückkehren, wo er am Montag, den 10., ankam. Die Indianer, die dabei gewesen sind, sich aber an dem Massenmorde nicht beteiligt haben, erzählen, daß Herr Dr. Segna mit seinen Gehilfen im Lager selbst plötzlich überfallen und erschlagen worden sei. Der Grund dieser Rebellion ist unbekannt, denn die Indianer lebten mit den Landmessen in Frieden.

Der erschlagene Ingenieur, Herr Dr. Archangelo Segna, war 31 Jahre alt und aus Tirol gebürtig. Er befand sich seit fünf Jahren in Brasilien. Seine mitemordeten Gehilfen waren: João Funchal, Koch, 22 Jahre alt, aus Franca gebürtig; Delermo Silva, 28 Jahre alt, aus Minas Geraes; José Gabriel, 40 Jahre alt; João Maia, 20 Jahre alt, aus Nordbrasilien gebürtig; Manuel Galvão und João Galvão, zwei Vetter, beide etwa 35 Jahre alt, und José Apolinario, Nordbrasilianer, ungefähr im selben Alter. — Dieser plötzliche Ueberfall hat große Aufregung hervorgerufen und das auch unter den Indianern von Hector Legru, die, wie bekannt, sich der Zivilisation zugewendet haben. Sie wissen die Rebellion ihrer Stammesgenossen nicht zu erklären.

Die neue Kathedrale soll nicht am Largo da Sé gebaut werden, sondern an der Praça João Mendes, auf dem Platze, wo für das neue Munizipalpalais die Grundsteine gelegt worden sind. Der betreffende Vertrag soll dieser Tage zwischen dem Ackerbausekretär, dem Präfekten und dem Erzbischof unterzeichnet werden. Das Grundstück, auf dem die alte Kathedrale stand, soll in einen Garten umgewandelt werden. Damit bewahrheitet sich das, was schon früher behauptet wurde.

Abenteuer eines Paulistaners. Vor einiger Zeit verschwand hier der 17jährige Arbeiter José Pinto. Er hatte mit seinem Vater Streit gehabt und war darauf davongelaufen. Jetzt erfährt man, daß sich der junge Mann in Lissabon befindet. Er hat sich in Santos auf dem Dampfer „Amazon“ eingeschifft und ist glücklich in Lissabon angekommen. Dort hat er sehr schnell sein Geld verputzt und dann mit

dem Hunger Bekanntschaft gemacht. Ohne jede Aussicht, in Lissabon eine Beschäftigung zu bekommen, hat er sich als blinder Passagier auf der „Navarra“ eingeschifft. Man hat ihn aber entdeckt, bevor der Lotse ans Land gegangen war und so hat man ihn mit dem Lotsenboot ans Land zurückgeschickt. Schließlich hat die Polizei sich seiner angenommen, ihm eine Unterkunft verschafft und jetzt wird der brasilianische Konsul das Vergnügen haben, den Anstreißer auf Staatskosten zurückzubefördern.

Der Mord in Guapira. Ueber den Mord in Guapira liegen nun Einzelheiten vor. In der Venda eines gewissen José Bono waren am Montagabend mehrere Männer versammelt und die Unterhaltung war so laut, daß sich der Wirt veranlaßt sah, die Gäste an die späte Stunde zu erinnern. Die lärmenden Männer waren nur wenige Schritte gegangen, als sie von zwei Polizeisoldaten angehalten wurden, die einen von ihnen, einen gewissen Jeronymo da Cruz, für verhaftet erklärten, weil er in der Venda einen anderen verletzt habe. Der Genannte dachte aber gar nicht daran, den Polizisten zu folgen und die anderen intervenierten zu seinen Gunsten. Ein Wort gab das andere, die Gemüter erhitzen sich und das Ende vom Liede war, daß der Soldat Benedicto Gonçalves Pacheco einem gewissen Correa de Camargo eine Kugel in die Brust schoß und sein Kamerad Lazaro dos Santos einen gewissen Benedicto dos Santos durch einen Schuß in den linken Schenkel verletzte. Jeronymo da Cruz, der verhaftet werden sollte, wurde durch einen Säbelhieb im Gesichte verletzt. — Der Soldat Benedicto lief sofort zur Stadt, wo er sich der Polizei stellte und den Vorgang erzählte. Sein Kamerad Lazaro wurde in Guapira selbst von dem dort hingeeilten Delegado verhaftet. — Wenn die Sache sich zugetragen hat, wie die Soldaten sie erzählen, dann trifft sie keine oder nur eine geringe Schuld. Sie standen einer Gruppe von betrunkenen Männern gegenüber, die jedenfalls zu allem entschlossen waren und befanden sich in der Gefahr, erstochen zu werden. Die anderen erzählen den Vorgang aber wieder anders und wollen ohne jeden Grund von den Polizisten belästigt worden sein. Auch wollen sie den Ordnungswächtern gütlich zugeredet haben, Jeronymo nicht zu verhaften, da er nichts getan habe. — Der Polizei liegt nun ob, die Sache zu untersuchen und das letzte Wort in dieser betrüblichen Sache wird das Schwurgericht zu sprechen haben. Vorläufig kann man sich noch kein Urteil bilden, weil hier Aussage gegen Aussage steht und beide Parteien an dem Vorgang selbst beteiligt sind, was den Wert ihrer Aussagen bedeutend herabmindert.

Handelswoche. In der letzten Woche zeigte der Santos-Markt Baissetendenz. Die Handelskreise blieben aber ruhig in der bestimmten Erwartung, daß die Reaktion bald eintreten muß. Die vorherige Woche schloß mit 78800 für Typ 4 und 78100 für Typ 7. Während der Berichtwoche fielen die Preise dreimal um je 100 Reis, sodaß der Markt am Sonnabend mit 78500 für Typ 4 und 68800 für Typ 7 schloß.

Verkauft wurden in Santos im Laufe der Woche 33.622 Sack gegen 42.391 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 5.603 gegen 7.065 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Dienstag mit 14.050 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Montag mit 3.055 Sack. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 14.193 gegen 7.008 Sack; die Gesamtzufuhr war 85.162 gegen 12.053 Sack in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 21.113 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Dienstag mit 10.269 Sack. Seit dem 1. des Monats betrugen die Zufuhren

90.911 Sack, seit dem 1. Juli 7.712.946 Sack gegen 8.695.541 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Verladen wurden seit dem 1. Februar 408.480 Sack, seit dem 1. Juli 7.430.943 Sack. Verkauft wurden seit dem 1. Februar 90.914 Sack und seit dem 1. Juli 5.089.127 Sack. — Die Vorräte betrugen am Sonnabend, den 15., 1.620.645 Sack gegen 1.767.519 Sack am vorherigen Sonnabend und 2.142.474 Sack am gleichen Datum des Vorjahres.

Staatswahl. Die Lichtung der Wahlresultate dauert dieses Mal sehr lange, und wenn man auch weiß, daß die offiziellen Kandidaten auf der ganzen Linie gesiegt haben, so ist die genaue Zahl der auf die vereinigten Stimmen noch immer nicht bekannt. Die Lichtung der auf die Senatoren gefallenen Stimmen hat folgendes Resultat ergeben, das durch die Hinzuziehung der noch ausstehenden Zahlen keine nennenswerte Aenderungen erfahren dürfte: Albuquerque Lins 82.470, Mello Peixoto 71.520, Ignacio Uchôa 69.732, Ricardo Baptista 68.791, Luiz Piza 68.688, Gabriel de Rezende 61.438, Guimarães Junior 63.026, Bento Bicudo 24.446, Carlos Botelho 23.461. Leider ist der unabhängige Kandidat, Herr Dr. Carlos Botelho, seinem rodophinistischen Mitbewerber, Herrn Bento Bicudo erlegen. Der vorzügliche Wirtschaftspolitiker Dr. Botelho hätte in dem ersten Kongreßhause mehr leisten können, als sein siegreicher Gegner, der sich ausschließlich für die Parteipolitik interessiert, aber die Wählerschaft hat es anders entschieden. — Erfreulich ist die große Stimmenzahl, die Herr Dr. Albuquerque Lins auf sich vereinigt hat, denn in dieser Zahl liegt eine berechte Anerkennung der Verdienste des Mannes, der das Staatsschiff mit sicherer Hand um die gefährliche Klippe der „Befreiung“ herumsteuerte. Gerade dieser Tage kehrt Herr Dr. Albuquerque Lins nach einer längeren Abwesenheit in Europa nach São Paulo zurück und die große Stimmenzahl ist der beste Willkommengruß, den die Bevölkerung ihm entbieten kann.

Ein schlimmes Vorzeichen. Am Sonntagabend feierte ein syrisches Paar orthodoxen Glaubens Hochzeit und waren dazu, wie ja bei solchen Fällen üblich, viele Gäste geladen. Es ging ziemlich hoch her, denn jeder trank auf die Gesundheit des Brautpaares und vertrank dabei den eigenen Verstand. Auf einmal entstand Streit und keiner wußte, warum und weshalb. Von Worten kam es zu Taten und schließlich verprügelte sich die ganze Gesellschaft — es war ein Kampf aller gegen Alle; jeder wehrte sich seiner Haut und kratzte die des lieben Nächsten. Den Abschluß fand das schöne Fest auf der Polizei, wo drei der Hochzeitsgäste verbunden werden mußten. Von dem Delegado gefragt, warum sie die Schrammen erhalten hätten, sagten sie mit unübertrefflicher Naivität, daß sie selbst nichts wußten. — Wenn es aber schon an der Hochzeitstafel Knüttelsuppe gibt, wie soll es dann erst nach den Honigmonden zugehen! — Die Hochzeit wurde in der Rua Senador Queiroz Nr. 10 gefeiert.

Deutsches Konsulat. Wir erhielten den Besuch des kais. deutschen Konsuls, Herrn Dr. von der Heyde, der sich von uns verabschiedete und gleichzeitig seinen Stellvertreter, Herrn Eugen Will, bisher kais. Konsul in Bahia, vorstellte. Am Sonnabend besuchten die Herren Konsuln auch die Staatssekretäre. Am Sonntagabend fuhr Herr Konsul Dr. von der Heyde mit dem Luxuszug nach Rio de Janeiro, wo er, wie bekannt, vertretungsweise die Leitung des Generalkonsulats übernimmt, während Herr Eugen Will mit der Führung des niedrigen Konsulats betraut bleibt. In Luz-Bahnhof hatten sich zahlreiche Herren eingefunden, um von Herrn Dr. von der Heyde, der hier sehr viele Freun-

de hinterläßt, Abschied zu nehmen; unter den zum Abschied Erschienenen befanden sich auch die Vertreter des Herrn Staatspräsidenten und der Herren Staatssekretäre. Indem wir Herrn Konsul Dr. von der Heyde in seinem neuen Wirkungskreise alles Angenehme wünschen, heißen wir Herrn Konsul Eugen Will in unserer Stadt herzlich willkommen.

Aviatik. Einem aus Paris eingelaufenem Telegramm zufolge, hat der Paulistaner Flieger, Herr Eduardo Chaves, sich bereits nach Brasilien eingeschifft. Er bringt acht Aeroplane mit und beabsichtigt, von Rio de Janeiro nach Buenos Aires zu fliegen. Außerdem soll er den Plan haben, in Rio de Janeiro Schulen für Aviatiker zu gründen. Der erste Plan ist wohl etwas zu groß angelegt, aber Eduardo Chaves ist alles zuzutrauen — auch daß er nach Buenos Aires fliegt.

Ein guter Freund Brasiliens hat von São Paulo aus an seinen in Italien lebenden Vater einen Brief gerichtet, den dieser der Redaktion des „Giovane Italia“ zum Abdruck überlassen hat. Es heißt da, daß die Gründung der direkten Linie keinen anderen Zweck gehabt habe, als „Menschenfleisch nach Brasilien einzuführen“. Der Staat São Paulo habe mit der Einführung japanischer und chinesischer Kolonisten ein komplettes Fiasko erlitten. Die italienische Regierung müsse die Auswandererströme nach Lybien leiten. Wenn dieses geschehen würde, dann würden die jetzt in São Paulo ansässigen Italiener scharenweise dieses Land verlassen, um sich nach Afrika zu begeben, und Brasilien wäre dadurch tödlich verletzt. Der Italiener sei hier allen anderen Fremden vorgezogen, weil er der beste Arbeiter sei, aber trotzdem werde er hier schlecht angesehen. Die Italiener würden hier nur deshalb respektiert, weil sie hier über eine Million Mann verfügten und absolut einig seien. — Der Brief ist nur mit „N.“ gezeichnet und es heißt, daß der Verfasser bei einem industriellen Etablissement in São Paulo tätig sei.

Räuberischer Ueberfall. In São Paulo scheint eine ganze Reihe von Räubern angekommen zu sein. Am Montag morgen um drei Uhr wurde, wie bereits berichtet, in der Nähe der Ponte Grande ein Automobil überfallen und der Insasse entging nur mit knapper Not der Gefahr, ausgeplündert zu werden, und am Abend desselben Tages wurde in der Avenida Paulista ein junges Mädchen, das sich in Gesellschaft einer älteren Dame befand, beraubt. Es war um acht Uhr abends. Die beiden Damen standen vor dem Sanatorium Santa Catharina auf der hell erleuchteten Avenida und warteten auf den Straßenbahnwagen, als ein Mann an ihnen vorbeiging. Sie erwarteten nichts Böses und so gelang es dem Räuber, die Handtasche des Mädchens, die etwas mehr als hundert Milreis Geld enthielt, ihrer Eigentümerin zu entreißen. Die Ueberfallenen begannen zu schreien, ein Angestellter des Sanatoriums und zwei berittene Polizisten eilten herbei, der Bandit war aber nicht mehr einzuholen, denn er hatte bereits eines der unbebauten Grundstücke erreicht und war verschwunden. — Die Avenida ist, wie gesagt, sehr gut beleuchtet und auch der Polizeidienst ist auf der stillen Straße ein ausgezeichnet, denn auf Schritt und Tritt begegnet man berittenen Polizisten, deren Aufgabe hauptsächlich darin besteht, darauf zu achten, daß die Automobilisten die Avenida nicht zur Rennbahn machen. Wenn man schon auf dieser Straße nicht mehr ganz sicher ist, dann ist für die anderen abgelegeneren und schlechter beleuchteten Straßen erst recht die größte Vorsicht geboten. Dies trifft hauptsächlich für die Stadtviertel zu, wo die Verfolgung durch die Nähe eines Gehölzes unmöglich gemacht wird.

Mit dem „Elend“, das gewöhnlich als die Ursache der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigentums hingestellt wird, dürften diese Fälle absolut nichts zu tun haben, denn die Konjunktur ist heutzutage so günstig, daß ein jeder mindestens ein solches Auskommen hat, daß er den geraden Weg nicht zu verlassen braucht. Es handelt sich vielmehr um professionelle Verbrecher, die nur auf Raub und Diebstahl ausgehen.

Ueber den Mord in Presidente Penna, über den wir schon am Dienstag berichteten, liegen jetzt einige Einzelheiten vor. Nicht nur Sylvio Salles ist ermordet worden, sondern auch sein Vetter Antonio de Salles Teixeira. (Die erste Nachricht hatte die Namen zusammengeworfen, so daß es sich um eine Person zu handeln schien.) Die beiden jungen Herren reisten von Baurá nach der hinter der Station Presidente Penna gelegenen Fazenda „Chantebleu“, wo sie die Arbeiter bezahlen sollten. Am 9. ds. hatte Herr Salles Teixeira in Baurá gegen den Präsidenten der „Companhia Cafeeira do Rio Feio“ einen Wechsel von 8:672\$000 gezogen und dieses Geld muß sich bei ihm befunden haben. Irgend jemand wußte nun von dem Vorhandensein dieser Summe und deshalb wurde den beiden Herren an einer einsamen Stelle aufgelauert und beide meuchlings erschossen. — Sylvio Ferraz Salles war ein Sohn des Coronels Ferraz de Salles und erst 24 Jahre alt. Antonio Salles Teixeira war ein Neffe desselben Coronels und mit einer Pflgetochter seines Onkels verheiratet. Er war der Verwalter der Fazenda „Chantebleu“, die der obengenannten Companhia gehört. Bei derselben Gesellschaft war auch Herr Sylvio Salles angestellt. Der von Teixeira Salles gegen den Präsidenten der genannten Gesellschaft, Herrn Dr. A. Moraes Barros, gezogene Wechsel wurde am Dienstag diesem in São Paulo zum Akzept vorgelegt und sofort vermutete er, daß sein Verwalter das Geld bei sich gehabt haben müsse, was durch Telegramme aus Baurá auch bald darauf bestätigt wurde. — Von den Verbrechern fehlt jede Spur. In jener entlegenen Gegend fehlt es nicht an Gesindel.

Light-Schönheiten. Gegen die Light and Power wird nicht mehr so viel reklamiert wie früher. Das ist aber kein Zeichen, daß die kanadische Gesellschaft sich gebessert hat, sondern man kann wohl annehmen, daß die Reklamationen nur deshalb seltener geworden sind, weil man sich von ihnen keinen Erfolg verspricht. Wir wollen hier einen Fall erwähnen, der um zwar kein Beinbruch, aber dennoch sehr ärgerlich war. Bekanntlich führen die Straßenbahnwagen der sehr langen Zirkularlinie Barra Funda eine und dieselbe Nummer. Sowohl der via Santa Ephigenia wie der via Palmeiras gehende Bond trägt die Nummer 13. Mit den anderen Linien ist es nicht besser eingerichtet. So trägt der via Marquez de Itú gehende Bond der Linie Alameda Glette die Nr. 17 und der via Sta. Ephigenia 15, der Zirkularbond aCompos Elyseos via Aurora 33 und der via Conselleiro Tobias 31. Auf den Linien Alameda Nothmann, Sta. Cecilia etc. ist dasselbe der Fall; nur bei der Barra Funda Linie weiß man nicht recht, ob man über Palmeiras nach Sta. Ephigenia oder umgekehrt geführt wird. Die Seitenschilder bezeichnen wohl die Richtung, die der Wagen nimmt; die Aufschrift dieser Schilder kann man aber nur dann ablesen, wenn man neben dem Wagen steht und man hat gewöhnlich nicht mehr die Zeit, ihn anhalten zu lassen; der Kondukteur ruft einem zu, warum man das Zeichen zum Halten nicht früher gegeben und fährt davon. Nun ist es eingeführt, daß der Wagen, der die Rua São João heraufkommt, via Palmeiras nach

Barra Funda geht, und der andere, der die Rua 15 de Novembro herunterfährt, seinen Weg nach dem genannten Viertel via Sta. Ephigenia fortsetzt. Gestern geschah es aber, daß zwei Bonds hintereinander die Rua S. João heraufkamen. Der eine von ihnen trug das Seitenschild „Palmeiras“, der andere „Sta. Ephigenia“. Das wartende Publikum dachte, daß es sich um eine Neueinstellung handele, und daß deshalb der Sta. Ephigenia-Bond von der Hauptstation kommend den Weg genommen habe, den sonst nur der Palmeiras zu nehmen pflegt. Wer nun über Sta. Ephigenia fahren mußte, der bestieg auf gut Glück vertrauend, das Vehikel, und wer über Palmeiras wollte, der kletterte mit der größten Seelenruhe in den anderen Kasten, der nicht nur das entsprechende Seitenschild trug, sondern auch dem für die Palmeiras-Linie vorgeschriebenen Weg herangefahren kam. Wie groß war aber nicht ihr Erstaunen, als der Wagen an der Ecke der Rua Libero Badaró und S. João die Fährte via Sta. Ephigenia nahm. Die Insassen protestierten, Kondukteur und Motorführer wurden grob, ein großes Publikum sammelte sich an, der Wagen mußte halten — von der Rua S. João bis an den Largo S. Bento standen Bond an Bond; die Kondukteure und Motorführer liefen alle zusammen; man hörte das reinste Neapolitanisch und das beste Sizilianisch — alles schrie, alles gestikuliert und das Ende vom Liede war, daß der Bond trotz seines anders lautenden Schildes via Sta. Ephigenia fuhr. Als der Kondukteur nun alle Fahrgelder einkassiert hatte, wurde auf einmal wieder angehalten — es war an der Ecke der Rua Aurora —, die Leitstange umgedreht und es ging nach der Stadt zurück. Die Passagiere sprangen heraus und stürmten den anderen, hinterherfahrenden Bond. Kaum hatten sie aber diesen betreten, da kam auch schon der andere Kondukteur und verlangte wieder Fahrgeld. Ihm gehe der zurückgekehrte Wagen nichts an, er habe nur für sein Vehikel zu sorgen. Der Mann wurde ausfallend, schimpfte und drohte und schien der Ansicht zu sein, daß er es mit einem sehr ruppigen Publikum zu tun habe, obwohl die Light und nur sie allein an dem ganzen Zwischenfall schuld war. Ihre Wagen können nicht einmal die richtige Fährte einhalten und ihre Kondukteure können nicht einmal die richtigen Seitenschilder aushängen, nur schimpfen und schreien können die Leute und da wundern sie sich noch, daß die Passagiere nicht mäusenstill dasitzen und derjenige, der von der Praça Antonio Prado nach der Rua Barão de Itapetininga wollte, nicht freudig überrascht ist, daß er kilometerlang durch das Sta. Epigenia-Viertel herumkutschiert wird, um erst am Ende der Fahrt zu Hause anzukommen, das nur einige Hunderte Meter von der Stelle entfernt ist, wo er den Wagen bestieg. Die Light hat ihre Fiskale, aber die bringen es nicht einmal fertig, die Fahrtordnung einzuhalten, und ihre Kondukteure sind so nAchlässig, daß sie nicht einmal die Seitenschilder umwenden können.

Ein schändliches Verbrechen verübte der in der Rua Alfredo Maia wohnhafte 65-jährige Italiener Pio Chelotti. Er lockte ein vierjähriges Mädchen namens Olympiä Cocchi durch allerlei Versprechen nach einem einsamen Platz und vergewaltigte es. Das Kind lief sofort zu seinen Eltern und erzählte ihnen, was geschehen. Die Verfolgung des alten Satyrs wurde aufgenommen, aber es gelang ihm doch zu entkommen und sich einige Tage versteckt zu halten, bis er am Donnerstag gefunden und verhaftet wurde. Wie es heißt, hat Chelotti schon in Italien ein ähnliches Verbrechen verübt und gerade deshalb Brasilien als Zufluchtsstätte aufgesucht. Demnach handelt es sich hier

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletteseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

jedenfalls um einen nicht ganz normal veranlagten Mann, der aber trotzdem, da seine Gefährlichkeit so erwiesen ist, von der Gesellschaft abgesondert zu werden verdient.

Ueber unsere Apotheken wird in einer landessprachlichen Zeitung Klage geführt. Sie verkaufen Cocain und Morphinum mit derselben Sorglosigkeit wie sie Brustkaramellen oder Rhizinusöl verkaufen; sie verstoßen fast alle gegen die Vorschriften des Sanitätsdienstes und es gibt viele Apotheker, die den Aerzten eine starke Konkurrenz machen. Fast jedes Rezept wird bekrittelt, um den Eindruck zu erwecken, daß der Pillendreher von der Heilkunde mehr versteht als der Aeskulapsjünger. In vielen Fällen dürfte das ja auch der Fall sein, denn ein erfahrener Apotheker weiß mehr als ein unerfahrener Arzt, aber was verboten ist, das ist verboten, und wenn die Apotheker eine empfindliche Geldstrafe zudiktirt bekommen, dann sollen sie sich nicht beschweren. Fast bei keinem Geschäftszweig ist der gute Ruf von einem so guten Nutzen wie bei der Apotheke. Man kauft seinen Zucker, wo man ihn näher oder billiger bekommt, wenn man aber zu einer Apotheke gehen muß, dann macht man lieber hundert Schritte mehr, als daß man in ein Haus einkehrt, zu dem kein Vertrauen ist. Deshalb sollten die Apotheker vor allen Dingen darauf sehen, daß sie in einen guten Ruf kommen und ihr Fortkommen wird glänzend gesichert sein. Mit den kleinen Nebengeschäftchen, mit dem Cocain- und Morphinumverkauf und mit der den Medizinern gemachten Konkurrenz kann man dagegen nur schlimme Erfahrungen machen und neben dem Geld auch den Ruf verlieren. Das Gesagte gilt freilich nicht für alle Apotheken und alle Apotheker, denn es gibt viele, die auch um keinen Schritt von der vorgezeichneten Bahn abweichen, die weder Gifte verkaufen noch den Aerzten ins Handwerk pfuschen und — die Beobachtung kann man leicht machen — diese sind gerade diejenigen, die am bestehen dastehen.

Munizipalanleihe. Die Präfektur will bekanntlich eine Anleihe von 45.000 Contos aufnehmen. Wie man hört, hat sie von ausländischen Finanziers bereits einige Angebote erhalten. Die Stadt São Paulo hat also im Auslande den allerbesten Ruf, denn die Geldleute bieten selbst die benötigten Kapitalien an. Die Munizipalität kann von diesen Angeboten aber noch keinen Gebrauch machen, denn der Staatskongreß hat die nachgesuchte Erlaubnis, die Anleihe aufnehmen zu dürfen, vor dem Schluß der vorjährigen Sitzungsperiode nicht erteilt und jetzt ist das Parlament geschlossen.

Folgen der Betrunkenheit. Am Sonntag morgen um etwa sieben Uhr machte ein betrunkenen Farbiger in der Nähe des Viaduktes großen Lärm und die Polizei nahm ihn fest. Er entriß sich aber dem Ordnungswächter und lief über die Brücke von den Polizisten verfolgt. Diese hatten den Mann schon beinahe erreicht, als er sich plötzlich über das Geländer schwang und auf das Pflaster der Rua Formosa herabstürzte. Von der Assistencia wurde der Mann nach der Santa Casa gebracht, wo er nach

wenigen Stunden starb. Der Unglückliche, der sich einen Schädelbruch zugezogen hatte, hieß Armando Francisco de Paula und war 26 Jahre alt.

Propaganda in der Schweiz. Ein Herr E. Jamin hatte sich dem Ackerbausekretär als Propagandist des Staates São Paulo in der Schweiz angeboten. Das Sekretariat hat aber auf seine Dienste verzichtet.

Besiedelung. Der Landwirtschaftsminister hat einen Kontrakt unterzeichnet, der den Herren Mauricio de Lacerda und Raphael Pinheiro wieder einen Grund geben wird, ihre patriotischen Lieder anzustimmen. Es handelt sich um einen mit der „Companhia Rural de Commercio e Industria“ abgeschlossenen Vertrag, nach dem die genannte Gesellschaft sich verpflichtet, zehntausend Einwandererfamilien einzuführen und sie in Campos Novos do Paranapanema, Staat São Paulo, anzusiedeln. Auf den Vertrag selbst werden wir bei späterer Gelegenheit des Näheren eingehen. Jetzt wollen wir nur die große Tragweite dieses Unternehmens betonen.

Campos Novos do Paranapanema ist ein riesiges, bisher noch fast ganz unbewohntes Gebiet, das von vier Flüssen, Paraná, Paranapanema, Peixe und Santo Anastacio durchschnitten wird und durch die Zweiglinie der Sorocabana Railway Santo Grande—Porto Tibiriçá führt. Der Name der Gegend ist irreführend, denn es handelt sich dort nicht um Campos, sondern vielmehr um Wälder, die sehr viel Nutzhölzer bergen, welche ein guter Exportartikel werden können.

Die genannte Gesellschaft besitzt dort eine riesige Fazenda „Araras“, die zuerst kolonisiert werden soll und die allein vielleicht schon den zehntausend Familien Platz bieten kann. Gelingt der Gesellschaft die Durchführung ihres großen Planes, bringt sie tatsächlich zehntausend Familien in einigen Jahren nach Campos Novos do Paranapanema, dann entsteht in einer mit São Paulo durch Eisenbahnen verbundenen Gegend eine Kolonie, die einen großen Teil des Bedarfes an Lebensmitteln liefern kann, was unbedingt zu der Verbilligung derselben führen muß. São Paulo würde von dieser durch Bundeshilfe geschaffenen großen Privatkolonie sehr viel profitieren, denn der Stand der kleinen Besitzer wäre durch diese Kolonie sehr gestärkt und dieser Stand gehört gerade zu denen, aus welchen der Staat großen Nutzen ziehen kann.

Es entsteht aber nun die Frage, wie werden sich die Fazendeiros zu dem Problem der Besiedelung der Campos Novos do Paranapanema stellen. Die Fazendeiros sind etwas eifersüchtige Herren und sie sehen es nicht gern, daß neben ihnen eine andere Macht entsteht. Dabei leiden sie gegenwärtig fast alle unter dem Mangel an Arbeitskräften und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie in der Besiedelung des genannten weiten Gebietes ein Unternehmen erblicken, das ihnen die Zuwanderer abspenstig machen will. Sie haben aber kein Recht dazu. Es ist selbstverständlich, daß man die Sorge für die Fazendas, die den Staat reich machen, nicht aus dem Auge läßt, aber ebenso selbstverständlich ist es, daß die öffentlichen Gewalten für die Entstehung eines starken Kleinbauernstandes Sorge tragen, denn dieser Stand ist für den soliden Fortschritt des Landes ebenso notwendig wie der Großgrundbesitz.

Dr. Albuquerque Lins. Nach einer längeren Abwesenheit in der alten Welt kehrt heute der Altstaatspräsident, Herr Dr. Albuquerque Lins, mit seiner Familie nach São Paulo zurück. Er hat sich in Europa recht gründlich erholt, aber zu gleicher Zeit hat er dort Beziehungen angeknüpft, die dem Staat zugute kommen. Gestern zirkulierte hier das Gerücht, daß die Bundesregierung auf die Dienste

des Herrn Dr. Albuquerque Lins reflektiere und in den nächsten Tagen an ihn eine Anfrage richten werde. Das Gerücht war sehr unbestimmt, aber es steht doch außer Zweifel, daß man dabei an das Finanzministerium dachte. Herr Dr. Francisco Salles wird jedenfalls zurücktreten und dann wird die Bundesregierung voraussichtlich Herrn Dr. Albuquerque Lins dieses Ministerium antragen, als einen Beweis, daß die Spannung zwischen Bund und Staat der Vergangenheit angehört. Das ist vorläufig allerdings nur eine Kombination, aber eine solche Kombination, die eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat. — Wir heißen Herrn Dr. Albuquerque Lins auf Paulistaner Boden herzlich willkommen.

Familiennachrichten. Herr Samuel Pfromm und Frau Gemahlin, Rio Claro, zeigen die Verlobung ihrer Tochter, Fräulein Wanda Pfromm, mit Herrn Walter Röhmss an. Wir gratulieren.

Soldatenkurse. Durch Dekret Nr. 2.349 hat die Staatsregierung für die am 17. Dezember 1912 gegründeten Soldatenkurse ein umfangreiches Reglement erlassen. Die Regierung geht von dem richtigen Standpunkt aus, daß ein ungebildeter Soldat ein unzuverlässiges Element ist. Er versagt vielleicht nicht aus schlechtem Willen, sondern deshalb, weil er sich in seiner Lage nicht zurechtfindet. Die Soldatenkurse werden dazu führen, daß nach einiger Zeit die Analphabeten aus der Staatspolizei verschwunden sein werden und dadurch wird dieses Korps, das jetzt schon als das beste in Brasilien betrachtet werden muß, erst recht eine Elite-Truppe werden. Die Truppe der Paulistaner Staatsregierung verdiente von dem Bunde nachgeahmt zu werden.

Kleiner Mann, großer Held. Vor einigen Tagen berichteten wir unter obigem Stichwort von der beherzten Tat eines 13-jährigen Portugiesenjungen, Antonio Matheus, der unter der größten Lebensgefahr einen Altersgenossen aus dem Tamanduatehy rettete und nachher, als der Gerettete sich weigerte das Ambulanzauto zu besteigen, sich noch erbot, ihm auf seinem Rücken zur Zentralpolizei zu tragen. Dieser kleine Lusitaner wurde am Montag mit seinen Eltern vom Justizsekretär, Herrn Dr. Sampaio Vidal, empfangen, der, nachdem er sich mit ihm unterhalten hatte, ihm hundert Milreis schenkte, als Anerkennung für seine Heldentat. Das Arbeiterkind, das vielleicht noch nie hundert Milreis gehabt hatte, freute sich über dieses Geschenk mehr, als es sich über die Rettungsmedaille gefreut haben würde. Aber hoffentlich wird diese Medaille ihm doch noch verliehen, denn er hat sie verdient.

Bevölkerungsbewegung. Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik starben im verflossenen Jahre in der Staatshauptstadt 8.585 Menschen. Dem Alter nach waren sie: Unter 1 Jahr 2913; zwischen 1 und 2 Jahren 1227; zwischen 2 und 3 Jahren 475; zwischen 3 und 5 Jahren 341; zwischen 5 und 10 Jahren 220; zwischen 10 und 20 Jahren 372; zwischen 20 und 50 Jahren 1787; über 50 Jahre 1.249; unbekannten Alter 1. In derselben Zeit wurden hier 14.587 Kinder geboren.

Ein wichtiges Projekt. Der Stadtverordnete Herr Dr. Armando Prado hat in der Freitagsitzung sein Projekt betreffend die Einschränkung des Lasters der Kammer vorgelegt und es gegen die Ansicht eines landessprachlichen Blattes, daß es verfassungswidrig sei, mit Erfolg verteidigt. Das Projekt verdient, bald Gesetz zu werden.

Einwanderung. Bis 14. ds. sind in Santos 14.075 Einwanderer angekommen. Bis 21. werden weitere 1460 Immigranten erwartet. Die Zuwanderung ist demnach eine starke gewesen, und das trotz der Anti-Propaganda.

Bundeshauptstadt.

Zur Lebensmittelerhöhung. Zum mindesten die Hausfrauen werden wissen, wie teuer bereits im Anfange des Vorjahres die Lebensmittel waren. Leider ist seitdem kein Rückgang in den Preisen eingetreten, nicht einmal ein Stillstand. Im Gegenteil ist die Steigerung unaufhaltsam weitergegangen. Da ein großer Teil der Hausfrauen nicht Buch führt, merken sie wohl an dem Umstande, daß sie mit ihrem Wirtschaftsgeld nicht mehr auskommen, daß irgend etwas sich gegen früher geändert hat. Schwarz auf Weiß vermögen sie es jedoch nicht nachzuweisen. Ihnen wird gewiß die nachstehende Gegenüberstellung einer Reihe von Detailpreisen aus dem Januar 1912 und dem Januar 1913 von Interesse sein. (Die Preise verstehen sich für Kilo bzw. Liter.)

Kartoffeln 1912 260 Rs., 1913 380 Rs.; Rindfleisch 800 Reis — 1\$000; Stockfisch 800 Reis — 1\$000; Oel 1\$900 — 2\$300; Schmalz 1\$800 — 2\$400; Reis 400 Reis — 600 Reis; Bohnen 160 Reis — 300 Reis; Zunge 1\$300 — 1\$700; Zwiebeln 800 Reis — 1\$500; Mandiocamehl 160 Reis — 360 Reis; Filet 1\$000 1\$600; zusammen 9\$180 gegen 13\$180.

Die Differenzen sind teilweise enorm, und wie man sieht, beträgt der Unterschied zwischen den beiden Gesamtsummen nicht weniger als 4 Milreis. Es handelt sich ja teilweise um Artikel, die von der breiten Masse des Volkes nicht konsumiert werden wie Rinderzunge, Filet und Kartoffeln. Aber auch wenn man davon absieht, beträgt die Gesamtdifferenz immer noch 2\$880, was gewiß keine Kleinigkeit ist. Und abgesehen davon ist auch der Mittelstand nicht so mit Glücksgütern gesegnet, daß er die Teuerung gleichmütig ertragen könnte. Nimmt man noch die hohen Preise für die Wohnungen hinzu, so begreift man wohl die Sorgen, die den Familienvater mit geringem Gehalt und die Hausfrau mit schmalen Wirtschaftsgeld bedrücken.

Von der Post. Allen Anstrengungen des interministischen Generalpostdirektors, Herrn Ernesto Siqueira, zum Trotz herrscht im Postdienst im Innern des Landes noch die größte Unordnung. Das ist ja nicht weiter zu verwundern, wenn man in Betracht zieht, daß der Chef mit einem Personal zu tun hat, das zum großen Teil politischen Rücksichten seine Stellung verdankt und sich dementsprechend betragt. Und dann gilt ja auch hier das Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit.“ Die Bewohner von São José do Barreiro im Staate São Paulo führen z. B. Klage, daß die Postverwaltung zwar einen täglichen Postdienst von Surubhy nach ihrer Ortschaft eingerichtet hat, daß sie aber trotzdem nur zwei- bis dreimal wöchentlich Post bekommen. Sie finden, daß das unmöglich mit rechten Dingen zugehen kann. Noch schlimmer daran sind die Bewohner von Santa Luzia im Staate Goiaz. Sie erhielten früher alle 14 Tage Post aus Rio. Heute müssen sie zwei, oft auch drei Monate warten. Die Sendungen gehen mit der Bahn bis Anahanguera oder Engenheiro Bethout und sollen von dort aus durch den Unternehmer der Postbeförderung weitergebracht werden. Aber der Unternehmer ist zwar durchaus bereit, das Geld für die Beförderung einzustreichen, dagegen hat er keine Lust, Tiere zu stellen, die kräftig genug sind, um den weiten Weg zurückzulegen. So bleibt denn den Hinterwäldlern von Santa Luzia nichts übrig, als zu warten, bis sich eine Gelegenheitsbeförderung von jenen Stationen nach ihrem Orte findet. Und das ist, wie gesagt, nur alle zwei bis drei Monate einmal der Fall. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren, aber sie genügen vollauf, um zu zeigen, wie

viel Herr Siqueira noch zu tun hat, ehe er in unseren Postbetrieb Ordnung bringt.

Neue Bundeskolonie. Der Landwirtschaftsminister wird heute dem Bundespräsidenten ein Dekret zur Genehmigung vorlegen, durch das im Munizip Joinville (Staat Santa Catharina) eine neue Bundeskolonie geschaffen wird, die zu Ehren unseres verstorbenen Kanzlers den Namen Barão do Rio Branco erhält. Wir gönnen dem Munizip Joinville diese Neugründung, die begreiflicherweise viel dazu beitragen wird, Handel und Verkehr in der betriebsamen Nordosteeke des Staates Santa Catharina zu vermehren, und gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Anlage dieser neuen Kolonie auf das Betreiben des Dr. Lauro Müller zurückführen.

Ein schlechter Witz. In einigen hauptstädtischen Blättern erschien vorgestern eine Einladung zur Teilnahme an einer Totenmesse, die Herr Alberto Urgeira für die Seele seines Freundes Konstantin Hausch lesen ließ. Eine Anzahl von Herren folgte der Einladung, mußte aber in der Kirche erfahren, daß es sich um einen schlechten Witz handelte. Herr Urgeira hatte keine Seelenmesse bestellt. Wenn jemand den Herrn foppen oder ärgern wollte, dann hätte er wirklich einen angemessenen Weg finden können!

Herr Frontin soll abgesägt werden! Diese plötzlich auftauchende Nachricht rief eine freudige Erregung hervor. Man dachte zuerst natürlich, daß man an höherer Stelle mit der Mißwirtschaft des römischen Grafen doch schließlich unzufrieden geworden sei, aber der lunkende Bote kam nach und man erfuhr, daß die höhere Stelle zwar mit Frontin unzufrieden aber nicht wegen der Mißwirtschaft, sondern wegen einer Personalfrage. Mit der Sache verhält es sich folgendermaßen. Vor einiger Zeit ernannte Graf Paulo Frontin seinen Busenfreund, den Ingenieur Dunham, zum Chef der sechsten Sub-Division der Eisenbahn und da der Mann schon der Chef der ersten Sub-Division war, so hatte er jetzt zwei hervorragende und ausgezeichnet bezahlte Stellen. Davon erfuhr nun der Bundespräsident und der dachte, daß die erste Sub-Division nun einen neuen Chef erhalten müsse. Marschall Hermes wollte seinem „alten Freund“ Menna Barreto gefällig sein und schickte deshalb seinen Adjutanten zum Frontin, um diesem die Ernennung des Herrn Abel Barreto zum Chef der ersten Sub-Division vorzuschlagen. Als Frontin diesen Befehl erhielt, regte er sich auf. Er wollte die erste Sub-Division nicht mit einer anderen Persönlichkeit besetzen, denn ihn war hauptsächlich nur darum zu tun, seinem Freund Dunham ein doppeltes Einkommen zu sichern. Er schob die Angelegenheit auf die lange Bank und dachte, daß der Bundespräsident sie vergessen werde. Das geschah aber nicht. Nach einiger Zeit schickte der Marschall Hermes wieder seinen Adjutanten zum Frontin und forderte ihn auf, innerhalb vierundzwanzig Stunden die verlangte Ernennung zu vollziehen. Das habe den Grafen so verschupft, daß er zum Gehen bereit sei und der Marschall sei wieder entschlossen, die Demission sofort anzunehmen, denn er sei durch die Haltung Frontins tief gekränkt. — Ingenieur Dunham ist derselbe, nach dessen Genesung neulich in der Candelaria-Kirche eine Gnadenmesse gelesen wurde, über die in den Frontin freundlichen Blättern spaltenlang berichtet war. Unsere Leser werden sich noch an die wunderbare Stelle erinnern: „während der heiligen Handlung wurden in der Kirche verschiedene Photographien aufgenommen“. Dunham ist also ein erstklassiger Mensch und es erscheint uns sehr begreiflich, daß Frontin für ihn eingenommen ist.

Nur immer langsam voran. Manchmal wird

bei uns mit einer Schnelligkeit gearbeitet, die wirklich alle Hochachtung verdient, so z. B. bei der Sanierung und Umgestaltung der Bundeshauptstadt. Bei anderen Gelegenheiten aber scheinen sich unsere Behörden die Schnecke zum Vorbild genommen zu haben. Das ist z. B. bei den Hafenbauten von Parahyba der Fall. Nicht weniger als zwanzig Jahre ist es her, daß die Verbesserung des Hafens der Hauptstadt jenes kleinen Nordstaates begonnen wurde, aber von der Fertigstellung ist man noch weit entfernt. In den Anfangsjahren der Republik, als man in Rio noch der Verdienste Pedro Americo im konstituierenden Kongreß dankbar gedachte, beschwerten die Landsleute des Maler-Politikers sich, daß große Dampfer ihren Hafen nicht anlaufen könnten, denn der enge und seichte Kanal gestattete nur den Dampfern mittleren Tiefganges, bis in die Nähe der Stadt zu kommen. Damals hatten die Klagen den Erfolg, daß plötzlich, gerade als die Parahybaner sich dessen am wenigsten versahen, Ingenieure auftauchten und Messungen vornahmen, daß Bagger und Arbeiter kamen und mit grossem Eifer die Vertiefung und Verbreiterung des Hafenkanals in Angriff genommen wurde. Nach einigen Jahren angestrengter Arbeit war der Kanal — enger und seichter geworden, so daß nicht einmal die Schiffe mehr herankommen, die früher beständig im Hafen erschienen waren. Seitdem ist an dem Wunderwerk zwar noch öfter herumgeflickt worden, aber der Erfolg blieb negativ. Da jetzt zwei Jahrzehnte seit dem Beginn der Arbeiten verflossen sind, so meinen die Parahybaner, daß sie wirklich Anspruch auf Beendigung hätten. So unrecht haben sie nicht!

Handelsbericht. Während der laufenden Woche war die Börse belebter. Die Anleihetitel blieben fest und in anderen Papieren fand ein gewisser, wenn auch geringer Verkehr statt. Die uniformierten Anleihen schwankten zwischen 9758 und 9858, die von 1909 hielt sich auf 9508 und die von 1912 auf 9608. Banco do Brasil notierte 2608, Banco Mercantil 2528 und Banco Commercial 2288. Die Aktien der Nationallotterie, die auf 558 gefallen waren, stiegen wieder auf 598, und die Docas da Bahia hielten sich auf 1178 bis 1188. Der Goldzufluß zur Konversionskasse stieg; der Geldvorrat, der am 1. Februar 393.131:7688894 betragen hatte, belief sich am 10. Februar auf 400.221:6148311. Es war die Rede von einer Anleihe des Staates Rio Grande do Sul, die jedoch gescheitert sein sollte. Das Gerücht war falsch, denn die Staatsregierung hat von der Ermächtigung zur Unterhandlung wegen einer Anleihe, die ihr der Kongreß erteilt hat, noch keinen Gebrauch gemacht. Auch hieß es, daß der Staat Pará eine Anleihe zur Unifizierung seiner früheren Anleihen und zur Vollendung der angefangenen Bauarbeiten aufzunehmen gedenke. Doch war etwas Bestimmtes nicht in Erfahrung zu bringen.

Bei der Superintendentur des Kautschuk-schutzes wurden die Offerten zur Errichtung von Gummifabriken und von Gummiraffinerien eröffnet. Es hatten Angebote eingereicht: The Goodyear Tire and Rubber Company of South America, Gabriel Chouffour, Luis Cantanhede de Almeida und Arthur Haas, Companhia Norte Brasil, Adolpho Morales de los Rios. In dem Angebot der Tire and Rubber Company findet sich folgende Stelle über die Möglichkeit, Gummiraffinerien zu errichten: „Damit die Bundesregierung und die Staaten Vorteile aus den Raffinerien ziehen können, ist es nötig, daß diese Benifizierung des Exportproduktes auf ziemlich die ganze Erzeugung der Staaten ausgedehnt werde. Außerdem muß eine amtliche Aufsicht in den Raffinerien eingeführt werden, damit eine Stempelung

des Produktes und eine Klassifizierung nach bestimmten Typen erfolgt. Die amtliche Aufsicht ist sowohl eine Garantie für den Produzenten als auch für den Handel, und zugleich wird sie mit der Benifizierung den Makel der Inferiorität verschwinden lassen, der dem brasilianischen Produkt auf den Auslandsmärkten anhaftet. Ferner ist es, damit die Raffination allgemein durchgeführt werde, notwendig, daß die Ausfuhr von ungereinigtem Gummi mit höheren Zöllen belegt werde als die Ausfuhr von gereinigtem. Ohne solche Maßregeln werden die fremden Märkte fortfahren, das Rohprodukt in großen Mengen zu verlangen, und das wird zur Folge haben, daß die Raffinerien nicht nur nicht die erwarteten günstigen Resultate hervorbringen, sondern überhaupt nicht bestehen können, weil es ihnen an Arbeit fehlt, es sei denn, daß sie für ihre Leistungen übermäßig hohe Preise verlangen, die wiederum den Artikel zu sehr belasten. Allen diesen Unzuträglichkeiten muß entgegengetreten werden.“ Ohne Zweifel sind diese Ausführungen begründet. Die Frage ist nur, ob später andere Raffinerien neben den jetzt von der Regierung begünstigten werden entstehen können, oder ob die subventionierten Fabriken eine Monopolstellung für den Gummiexport erlangen werden. Die Bundesregierung wollte ja eigentlich den Gummihandel und die Gummiindustrie nur unterstützen, nicht aber veramtlichen, wie es durch die Annahme jener Vorschläge wahrscheinlich geschehen würde.

Der Kaffeemarkt war flau. Der Preis für 15 Kilo Typ 7 schwankte zwischen 118500 und 118750. Daß die Marktlage keinen Anlaß zu dieser Flaueit gibt, haben wir schon mehrfach dargetan. In der letzten Nummer der in Cadix erscheinenden Zeitschrift „España y America“ findet sich folgende Notiz über die voraussichtliche Gestaltung des Kaffeemarktes: „Wenn wir uns nur auf die Statistik stützen und unvorhergesehene Ereignisse nicht in Rechnung ziehen, so muß man die gegenwärtige Lage des Kaffeemarktes als solid bezeichnen. Es liegt kein Grund vor, mit sinkenden Preisen zu rechnen. Bis zum 30. Juni werden 22.200.000 Sack verfügbar sein, nämlich 12.200.000 Sack Vorrat vom 1. Oktober vergangenen Jahres, 7 Millionen von der neuen Brasilernernte und 3 Millionen anderer Herkunft. Die Ansprüche des Konsums in diesen neun Monaten von Oktober bis Juni sind auf 13,5 Millionen Sack berechnet worden, so daß am 30. Juni ein Bestand von 8.700.000 Sack verbleibt. Davon befinden sich 4.600.000 Sack im Besitz des Valorisationskomitees. Die überschüssenden, im freien Markt befindlichen 4.100.000 Sack werden in den Monaten Juli bis September aufgebraucht werden. Was jetzt zu befürchten steht, ist eine Lage, die von derjenigen grundverschieden ist, die seinerzeit zur Valorisationsaktion führte. Die Verminderung der gegenwärtigen Brasilernernte und die bereits bekannte Spärlichkeit der Ernte in anderen Produktionsländern werden die Spekulation zur Erhöhung der Preise treiben und wohl eine Einschränkung des Konsums zur Folge haben. Das würde freilich eine Gegenaktion gegen die Anstrengungen sein, die man zur Eroberung neuer Märkte macht.“ Das Blatt fordert weiter die Errichtung einer Kaffeebörse in Cadix, um von dort aus den Orient und Aegypten zu bearbeiten. Jedenfalls kann man aus seinen Ausführungen entnehmen, daß die Lage zurzeit ausgezeichnet ist und daß unsere Fazoleiros nicht notwendig haben, billig zu verkaufen, auch dann nicht, wenn aus irgendwelchen vorübergehenden Gründen einmal für kurze Zeit die Preise sinken. Denn wie die Dinge liegen, muß zum mindesten das Preisniveau erhalten bleiben, das unserer Landwirtschaft

und unseren Kaffeehandel während der vorigen Ernte so ausgezeichnete Gewinne brachte.

Der Zuckermarkt war ziemlich fest. Für guten Kristallzucker aus dem Norden wurden 420 Reis bezahlt und für reguläre Ware 400 Reis. Da das Gerücht umlief, die Regierung wolle den Einfuhrzoll auf Zucker herabsetzen, so suchte der Präsident und der Sekretär des Landwirtschaftlichen Syndikates von Santos den Finanzminister auf, um sich über den Sachverhalt zu informieren. Herr Francisco Salles teilte ihnen mit, daß die Regierung vorläufig nicht daran denke, den Zoli für diesen Artikel zu ändern.

Die anderen Produkte erlitten keine merklichen Preisveränderungen. Mais und Schmalz behielten ihre niedrigen Preise bei, während Bohnen, Mehl und Xarque fest blieben.

Ungläubiger Thomas. Seit längerer Zeit treibt ein Gauner sein Unwesen, der sich als Weib verkleidet und diejenigen, die sich von der angeblichen Dirne anlocken lassen, regelrecht ausplündert. Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit, von den Streichen dieses Spitzbuben zu berichten. Die Polizei setzte, wie es ihre Pflicht ist, einen Agenten auf seine Spur, und zwar wählte sie den Kriminalagenten Ismael de Oliveira als besonders geeignet aus. Als Ismael vorgestern über den Largo da Lapa ging, immer bestrebt, den Mann in Frauenkleidern zu entdecken, sah er vor sich eine Dirne, die in ihrem ganzen Gebahren den Mann verriet, in Begleitung eines Herren gehen. Er folgte ihr und sah, daß sie mit ihrem Opfer das Haus Nr. 68 der Rua da Lapa betrat. Nun rief er sich den nächsten Schutzmann zu Hilfe und drang in das Haus ein. Im Bette fand er das Pärchen, dem er gefolgt war. Die beiden waren nicht wenig überrascht, als sie so plötzlich in ihrem zärtlichen Tête-à-tête gestört wurden. Ihr Erstaunen wuchs aber noch, als Ismael die Dirne als verhaftet erklärte, da sie gar kein Weib, sondern ein männlicher Spitzbube sei. Der Herr versicherte zwar eifrig das Gegenteil, da er die überzeugendsten Beweise vom weiblichen Geschlecht der Martha — so heißt die Dirne — habe, und das Mädchen bestand nicht minder energisch darauf, daß sie wirklich und wahrhaftig für ihren Schnurrbart und ihre Baßstimme nichts könne. Alles half nichts: Ismael war seiner Sache gewiß und bestand darauf, daß der Gauner sich anziehe und ihm zur Wache folge. So blieb denn Martha nichts anderes übrig, als . . . Worauf der intelligente Kriminalagent sich unter dem Gelächter der Anwesenden beschämt und schleunigst zurückzog und die beiden ihr schnöde gestörtes Tête-à-tête fortsetzten!

Die 1400 Contos vom „Saturno“. Die Untersuchung gegen die in dem Skandal wegen des Diebstahls der 1400 Contos Angeklagten nimmt vor dem Richter Dr. Henrique Vaz Pinto ihren Fortgang. Bis jetzt wurden 23 Zeugen vernommen, und zwar in Gegenwart sämtlicher Angeklagter. Mehr als ein oder zwei Zeugen pro Woche kommen nicht zur Aussage, so daß das Verfahren endlos dauert. Vorgestern kam es auch zu einer prinzipiellen Meinungsverschiedenheit zwischen dem Richter und dem Rechtsanwalt Dr. Gregorio Seabra, dem Verteidiger einer der beiden Frauen des Angeklagten Maschinisten Pedro José de Souza. Enilia Barbati de Souza hatte bei der Brasilianischen Bank für Deutschland ein Guthaben von 248:7158820, das sie nach dem Verschwinden der 1400 Contos vom „Saturno“ allmählich eingezahlt hatte. Als ihr hier der Boden zu heiß wurde und sie ihren Wohnsitz verlegen wollte (sie wurde, wie erinnerlich, vor etwa 14 Tagen in São Paulo verhaftet), ließ sie sich einen Wechsel über diese Summe geben, der sich, wie sie

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit größtem Erfolg im Gebrauche.

Unübertroffen!

Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säuremischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse.

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei **Verstopfung u. Darmträgheit.** Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer
Spezialitäten in ganz Deutschland :::

Welche Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

in dem Verfahren gestanden hat, in Händen ihres Rechtsanwaltes, eben des Dr. Gregorio Seabra befindet. Da sie ferner gestand, das bei der Bank deponierte Geld nach und nach von ihrem der Beteiligung an dem Diebstahl beschuldigten Manne erhalten zu haben, und da sie ferner der Hehlerschaft dringend verdächtig ist, so beantragte der Staatsanwalt die Konfiskation des Wechsels. Der Untersuchungsrichter gab dem Antrage statt und forderte Dr. Gregorio Seabra auf, den Wechsel auszuhändigen, damit das Gericht ihn bis zur Erledigung des Prozesses aufbewahre. Dr. Seabra erwiderte, er sei nicht in der Lage, sich über die Existenz oder Nichtexistenz des Wechsels zu äußern und könne deshalb der Aufforderung des Richters nicht nachkommen. Er berief sich für seine Weigerung auf das Berufsgeheimnis, das die Advokatur auferlege. Ein Rechtsanwalt sei der Depositär der Geheimnisse seiner Klienten, und es sei ihm verboten, sie auf irgend eine Form und irgendwem zu offenbaren, auch dem Gericht nicht, das deshalb kein Recht habe, ihn direkt zu zwingen, indem es ihn zur Zeugnisaussage heranziehe, noch indirekt, indem es die Korrespondenz zwischen ihm und seinen Klienten beschlagnahme oder eine Haussuchung bei ihm veranlasse. Der Richter erkannte die Richtigkeit dieser Ausführungen nicht an, sondern ließ dem Rechtsanwalt eine neue Aufforderung zugehen, in der er ausführte: „Das von Dr. Seabra angeführte Berufsgeheimnis hat mit der Sache nichts zu tun. Die Frau Souza erklärte den Gerichtsbeamten aus freien Stücken und vor Zeugen, daß sie dem Anwalt die Frucht des Verbrechens, den Wechsel, eingehändigt habe. Der Anwalt wurde nicht aufgefordert, vor Gericht Aussagen über die Stellung seiner Klientin in dem Prozeß zu machen, oder über Mitteilungen, die sie ihm über das Verbrechen, dessen sie verdächtig ist, machte. Er wurde nur aufgefordert, den Wechsel auszuhändigen, den die Angeklagte ihm übergab und

auf den sich das Berufsgeheimnis nicht beziehen kann, da, wie gesagt, die Angeklagte selbst ein diesbezügliches Geständnis ablegte, so daß es sich um eine allen bekannte Tatsache handelt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß gestohlene Sachen, Werkzeuge des Verbrechens und Beweisgegenstände gerichtlich beschlagnahmt werden können. Die Verfassung hat zwar die Unverletzlichkeit des Hauses mit weitgehenden Garantien umgeben, aber sie hat nicht unterlassen, die Fälle anzuführen, in denen das Vorgehen der Justiz nicht gehindert werden kann. Da es sich im vorliegenden Falle um einen aus einem Verbrechen herrührenden Wechsel handelt, so darf das Gericht ihn beschlagnahmen lassen, wo immer er sich befindet. Die Beschlagnahme ändert die Lage der Angeklagten in keiner Weise, sondern es handelt sich nur darum, die Interessen des Geschädigten, in diesem Falle des Fiskus, zu schützen. Würde die Unschuld der Angeklagten erwiesen, so müßte ihr der Wechsel zurückgegeben werden. Wenn unter solchen Umständen der Anwalt befugt wäre, die Herausgabe unter Berufung auf das Berufsgeheimnis dennoch zu verweigern, so würde er ein unüberwindliches Hindernis für die Ermittlung der Wahrheit werden, was nicht in der Absicht des Gesetzgebers lag, als er das Berufsgeheimnis schützte." Der Rechtsanwalt weigerte sich bis auf weiteres, der erneuten Aufforderung nachzukommen und wandte sich an die Anwaltskammer um Instruktionen. Der aus den Herren Dr. Alfredo Pinto, Esmeraldino Bandeira und Carvalho Mourão bestehende Ehrenrat dieses Instituts trat alsbald zusammen, um sein Gutachten in der Frage abzugeben. Ueber den Inhalt des Gutachtens verläutet bisher noch nichts, da die Sitzung geheim war und die Zustellung des Gutachtens an Dr. Gregorio Seabra ebenfalls im Geheimen erfolgte. Man darf aber annehmen, daß es gegen die Auffassung des Anwaltes ausfiel, denn sonst hätte dieser schon aller Welt seinen Sieg verkündet. Unseres Erachtens konnte die Entscheidung gar nicht anders fallen, und der Richter war mit seiner Auffassung durchaus im Recht. Er hätte die Beschlagnahme sogar verfügen können, wenn er von dem Vorhandensein des Wechsels im Bureau des Anwaltes nicht durch das Geständnis der Angeklagten, sondern durch Zeugen erfahren hätte. Merkwürdigerweise feiern einige Blätter, darunter solche, die sich sonst gern als Ordnungsstützen geben, Herrn Gregorio Seabra als mutigen Verteidiger der Standeshhre und des Rechtes der Bedrängten. Nur die heillose Verwirrung, die in den Köpfen der Mehrzahl unserer lusobrazilianischen Landsleute bezüglich der Begriffe Recht und Freiheit herrscht und die ja auch an den skandalösen Freisprechungen vor dem Schwurgericht zum großen Teil mitschuldig ist, läßt eine derartige Auffassung erklärlich erscheinen. Wenn der Anwalt mit seiner Auffassung durchdränge, dann begännen für die Verbrecher gegen fremdes Eigentum goldene Zeiten. Sie brauchen nur ihre Beute umgehend an einen Anwalt zu senden (den sie sich für alle Fälle nähmen) und wären aller Sorge enthoben. Der Anwalt dürfte ja auf Grund des Berufsgeheimnisses jede Auskunft verweigern, und das Gericht hätte kein Recht, eine Haussuchung bei ihm abhalten zu lassen. Man soll sich doch erst die Konsequenzen überlegen, ehe man so blindling darauf losleiert!

Ein moderner Ritter Blaubart. Die Zeiten, in denen alles über die schreckliche Teuerung klagt und der Unterhalt der Familie immer schwieriger wird, scheinen ganz danach angetan, die Menschen vom Heiraten abzuschrecken. Wie ein Anachronismus wirkt da die Heiratswut des Zusehners Alfredo Augusto Gonçalves, der in Portugal zwei lebende Frauen mit zusammen 6 Kindern be-

sitzt und dessen neue Ehe in Brasilien nur deshalb noch ohne Kinder blieb, weil er noch in den Flitterwochen lebte. Gonçalves verheiratete sich vor 13 Jahren in Arnamar in Portugal mit Elisa da Conceição, die ihm Zwillinge schenkte. Vielleicht schien ihm dieser Anfang für die Zukunft nichts Gutes zu versprechen, weshalb er Elisa verließ und in Beuido eine neue Ehe mit Amabilia Marques einging. Mit dieser hielt er es länger aus, denn sie hatte Zeit, ihm nacheinander vier Kinder zu gebären. Eines schönen Tages brachte Gonçalves 85 Milreis beiseite, und da ihm der Boden in Portugal zu heiß wurde, flüchtete er nach Brasilien. Er fand in Juiz de Fora Beschäftigung und eine Frau, die ihm zusagte. Diese, Rosa mit Namen, war jedoch verheiratet und konnte deshalb seinem Drängen, mit ihm eine Ehe einzugehen, nicht stattgeben. Nach einiger Zeit erkrankte Rosa und mußte sich im Hospital einer Operation unterziehen, an deren Folgen sie starb. Während sie noch im Krankenhaus lag, verlor der häuslichkeitsbedürftige Gonçalves keine Zeit, sondern bündelte mit ihrer Tochter Johanna an, die er nach dem Tode der Mutter auch heiratete. Er nahm nun Arbeit in Rio, in einer Schneiderei in der Rua do Hospicio, und war vorgestern gerade seelenruhig und nichtsahnend mit dem Einfädeln eines Fadens beschäftigt, als sich die Tür der Werkstatt öffnete und eine lange nicht gehörte Stimme ihm zurief: „Da sehe doch einmal einen den Strick!“ Gonçalves erschrak nicht wenig, denn er erkannte die Stimme Amabilias, seiner zweiten Frau. Die Amabilia machte ihrem Namen jedoch wenig Ehre, denn sie gab sich nichts weniger als liebenswürdig, was man ihr ja auch nicht verdenken kann. Zwar verlangte sie nicht, daß er zu ihr und ihren Kindern zurückkehre, sondern erlaubte ihm sogar großmütig, sich noch hundert- oder sogar zweihundertmal zu verheiraten. Aber sie beanspruchte, daß er für den Unterhalt seiner Familie Sorge. Darauf wollte sich Gonçalves nicht einlassen; er gab ihr vielmehr den Rat, nach dem Largo São Francisco de Paula zu gehen und sich beim „Zé Bonifacio“ (dem Denkmal Bonifacios de Andrada e Silva) zu beklagen. Die Portugiesin, die keine Ahnung von der Bedeutung dieser Redensart hatte, verließ die Werkstatt wutentbrannt und fragte auf der Straße den ersten Polizisten, dem sie begegnete, wo denn der Largo São Francisco de Paula sei und wo dort der Senhor Bonifacio wohne. Das Auge des Gesetzes sah die Fragerin erslaut an und glaubte, sie sei verrückt. Als Amabilia merkte, daß Ritter Blaubart sie gefoppt habe, erzählte sie dem Schutzmann die ganze Geschichte. Nun ging dem Sicherheitswächter ein Licht auf, und er führte die Frau zur Wache, wo sie ihre Aussagen zu Protokoll gab. Die Folge war, daß Gonçalves verhaftet wurde. Er erklärte im Verhör seelenruhig, daß seine beiden ersten Heiraten, die noch unter der Monarchie ausschließlich in kirchlicher Form abgeschlossen wurden, nichts weiter seien als Konkubinate, denn er sei Protestant, überzeugter Anhänger des jetzigen portugiesischen Ministerpräsidenten Affonso Costa und Mitglied des hiesigen Gremio Republicano Portuguez. Er beabsichtige daher, die beiden ersten Ehen unter dem republikanischen Regime seiner Heimat scheiden zu lassen. Die Ansrede imponierte dem Polizeidelegaten begreiflicherweise nicht, weshalb der Ritter Blaubart in Haft blieb.

Nordamerikanischer Naturforscher. Der nordamerikanische Botschafter hat dem Bundespräsidenten den Naturforscher Prof. Dr. Albot Laur von der Pennsylvania-Universität vorgeschickt, der im Begriff ist, eine längere Studienreise nach dem Amazonas-Gebiet anzutreten.

Die deutschen Kolonien in Sta. Catharina.

Von all den Aeufferungen zu der Frage der deutschen Gefahr in Santa Catharina ist die wichtigste das Interview, das einem Redakteur des fluminenser „Paiz“ von Herrn Dr. Lebon Regis gewährt wurde. Wir glauben, die Ausführungen unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen; deshalb bringen wir sie in getreuer Uebersetzung. Der „Paiz“ schreibt:

Vor einigen Tagen kam aus Santa Catharina der illustre Ingenieur Herr Dr. Lebon Regis hier an, Sekretär der gegenwärtigen Staatsregierung, früherer Präsident des Catharinenser Staatskongresses und Präsident der Landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Florianopolis. Einer unserer Redaktionskollegen, der schon von früher her mit dem geschätzten Publizisten Beziehungen unterhält, suchte ihn auf, um seine Ansichten über die jüngst gegen die Deutschen in Santa Catharina erhobenen Anklagen zu hören sowie über die Abfassung offizieller Akte in deutscher Sprache in einigen Municipien.

Auf alles das gab uns Herr Dr. Lebon Regis in der folgenden Form Antwort, die er mit dokumentarischen Beweisen unterstützte und die jedenfalls bei unseren Lesern Interesse finden wird.

Red.: Was denken Sie über die deutsche Gefahr?

Dr. R.: Ich glaube absolut nicht an die Existenz einer solchen Gefahr. Wir sind heute eine Nation von fünfundzwanzig Millionen, die sich außerordentlich und die sich verteidigen wissen wird, wenn es jemandem einfallen sollte, aus uns ein Transvaal zu machen. Ein solches Unternehmen wird nicht das leichteste sein.

Red.: Aber man spricht soviel von einer „Allemanha Antartica“, der Santa Catharina zur Basis dienen soll.

Dr. R.: Lieber Freund, Sie wissen, wie wir gewöhnt sind, über solche Dinge zu sprechen, ohne sie studiert zu haben. Hauptsächlich in der Statistik sind wir schwach. Ich werde Ihnen diese Frage gründlich beantworten. Alle diejenigen, die in Santa Catharina über diesen Gegenstand sprechen, denken an das Munizip Blumenau. Gut, nehmen wir dieses Munizip, welches das gefährlichste ist, und sehen wir zu, aus welchen Elementen sich seine Bevölkerung zusammensetzt. Hier habe ich den Jahresbericht des Superintendents Alvin Schrader vom Jahre 1907. Da lesen wir Seite 19: Nach der Ausarbeitung der Schulstatistik im Jahre 1905 und der Ausarbeitung der Statistik der Viehstände im Jahre 1906 nahm ich im Jahre 1907 eine Volkszählung vor, deren Resultate als zuverlässig gelten können. Die Nationalitäten verteilen sich wie folgt: Brasilianer 43.796, Deutsche 1062, Italiener 4, Oesterreicher 146, Russen 59, Schweizer 34, Franzosen 8, Holländer 2, Engländer 2, Argentinier 1, Portugiesen 1, Dänen 1; Total 45.089. Das war das Resultat der Nationalität nach, zu der sich die Gezählten bekannten. Der Superintendent ging aber weiter und wollte wissen, wo die Leute geboren waren. Das Resultat war folgendes: In Brasilien 36.354, in Deutschland 5225, in Rußland 1403, in Oesterreich 1115, in Italien 828 etc.

Da sehen wir, daß von den 45.089 Einwohnern 43.769 nach freier Erklärung Brasilianer sind; aus der anderen Liste ersieht man aber, daß 5225 in Deutschland geboren sind, während nur 1062 sich für Deutsche erklären.

Red.: Liegt hier nicht ein Widerspruch?

Dr. R.: Dieser Fall erklärt sich sehr leicht. Nach der großen Naturalisation, die von allen angenommen wurde, betrachten sich die älteren Kolonisten

als Brasilianer und als Deutsche erklären sich nur die zuletzt gekommenen. Demselben scheinbaren Widerspruch begegnen wir bei den Italienern, den Russen und den Oesterreichern, die in der ersten Liste mit 4, 59 und 146 figurieren, während in der zweiten 828, 1403 und 1115 angegeben sind. Und da müssen wir noch eine Tatsache erwähnen: Obwohl das deutsch-brasilianische Element vorherrscht, gibt es doch ein starkes Kontingent Italo-Brasilianer. In den Ortschaften Cedros, Rodeio, Assurra, Guaricanos und anderen gibt es Italo-Brasilianer. Da haben Sie die große Gefahr, die für uns Blumenau darstellt: 5225 in Deutschland geborene Personen, von welchen sich nur 1062 für Deutsche erklären! Das ist unzweifelhaft eine große Gefahr!

Red.: Aber man sagt immer, daß Santa Catharina nur von Deutschen bevölkert ist. Wie ich da höre, ist dies nicht der Fall.

Dr. R.: Und wer behauptet das? Leute, die niemals in Santa Catharina gewesen sind und die seine Verhältnisse nicht studiert haben. Wenn sie studiert hätten, dann würden sie wissen, daß das deutsch-brasilianische Element — ich sage nicht deutsches Element — ausschließlich vorherrscht in den Municipien Blumenau, welches das bevölkerteste ist, Joinville und Brusque; daß das italo-brasilianische Element vorherrscht in Nova Trento und Urussanga und das luso-brasilianische Element in zweiundzwanzig Municipien: Florianopolis, São Francisco, Campo Alegre, Paraty, Itajahy, Camborim, Porto Bello, Tijucas, Biguassú, São José, Palhoça, Garopaba, Laguna, Imaruhy, Tubarão, Aranguá, Jaguaruna, São Joaquim, Lages, Curitiba, Campos Novos, Caminhas und São Bento, von welchem letzteren man nicht sagen kann, ob dort das deutsche oder das polnische Element stärker vertreten ist.

Größer ist die Konzentration der Italiener in São Paulo und niemand spricht von einer italienischen Gefahr. Größer ist vielleicht die Konzentration der Polen in Paraná und niemand spricht von einer „Polonia Antartica“, und doch kann ich versichern, daß die jetzt kommenden Polen, denen Paraná das Land der Verheißung ist, vom Heiligen Vater dazu bestimmt, ein neues Polen zu errichten gedenken. Das habe ich von mehr als 600 Einwanderern gehört und durch die Hilfe eines Dolmetschers habe ich festgestellt, daß sie fast alle Briefe bei sich hatten, die, von Dorfgeistlichen in Russisch-Polen an polnische Priester in Paraná gerichtet, von einem neuen Polen sprachen, deren Propagandisten sie sind.

Red.: Dann wird es ja nicht wahr sein, daß der Hanseatischen Gesellschaft das ganze catharinenser Gebiet gehört?

Dr. R.: Arme Hansa! Hier habe ich glaubwürdige Daten über diese Gesellschaft. Ihre vermessenen und abgegrenzten Ländereien umfassen 127.318 Hektar in Itajahy-Hercilio (Munizip Blumenau), 30.289 Hektar in Itapocú (Munizip Joinville) und 10.012 Hektar im Munizip São Bento. Zusammen 167.619 Hektar, für die die Gesellschaft dem Staate 266:574\$400 bezahlte und für deren Vermessung sie 34:689\$950 ausgab. Außen diesen Ländereien hat die Gesellschaft noch 2255 Hektar von Privaten gekauft.

Wenn nun der Gesellschaft die Möglichkeit geboten wäre, die Ländereien, ohne den Verlust eines einzigen Meters, zu kolonisieren, so könnte sie 7000 Familien ansiedeln, denn der Kolonist nimmt ein Grundstück von weniger als 25 Hektar nicht an.

Die Daten, die ich hier habe, stammen vom 30. April 1908. Seitdem ist die Bewegung eine geringfügige gewesen, weil die Gesellschaft nicht diesel-

ben Vorteile bieten kann wie die Regierung und die Bundeskolonien deshalb bevorzugt werden. Bis zu jenem Tage hatte die Gesellschaft vermessen 1350 Koloniegundstücke, 338 Stadtgrundstücke und 38 Chacaras. Verkauft hatte sie im Bezirk Itapocú 299 Kolonielose, 82 Stadtgrundplätze und 38 Chacaras, im Bezirk Itajahy-Hercilio 300 Kolonielose und 16 Stadtgrundplätze, im Bezirk São Bento 188 und in Pirahy 104 Kolonielose. Sie hatte gebaut 299 Kilometer Fahrstraßen, Querwege, sechs große Brücken und eine Anzahl kleinerer Brücken, wofür sie zusammen 792:241\$180 ausgab. Einwanderer hatte sie 3337 eingeführt, außer den freiwillig gekommenen und für die Beförderung dieser Lente von São Francisco nach den verschiedenen Bezirken der Kolonie hatte sie 106:397\$446 ausgegeben. Die Gesellschaft hat große Auslagen gehabt durch die Verteilung von Sämereien sowie durch die Einfuhr von Rassevieh. Sie unterstützt 13 Schulen und gibt große Summen für die Errichtung von Schulgebäuden aus. Sie subventioniert einen Arzt, liefert alle Medikamente und unterhält eine Apotheke in Hamonia. Bis zum genannten Tage hatte die Gesellschaft durch den Verkauf der Grundstücke 443:016\$516 eingenommen und ihre Ausgaben bezifferten sich auf 2.376:674\$989. — Wie man sieht, das ist eine andere Gefahr, die uns bedroht — der fabelhafte Gewinn, den die Gesellschaft hat. Es ist wirklich zu beklagen, daß die Bundesregierung die Gesellschaft nicht unterstützt hat, ihre Ländereien zu bevölkern.

Red.: Man sagt, daß die Nachkommen der Deutschen nicht Portugiesisch lernen wollen. Was hat diese Behauptung auf sich?

Dr. R.: Ich lasse an meiner Stelle den Superintendenten Alvim Schrader antworten. Hier sagt sein Relatorium: „Die Schulstatistik, die meinem Bericht vom Jahre 1905 beigelegt war, hat zahlreichen Diskussionen gedient, und nicht nur den Autoritäten, sondern auch in der Presse. Man wunderte sich darüber, daß in so wenig Schulen die portugiesische Sprache gelehrt wird. Man hat gedacht, diese Statistik als den Beweis einer scheinbaren Gefahr verwenden zu können, und in diesem Sinne ist sie von einem illustren Bundesdeputierten im Kongreß diskutiert worden. Sehr treffend sagt Herr Coronel Pereira Oliveira in seiner oben zitierten Botschaft, daß eine solche Gefahr nur in kranken Hirnen existiert oder in den Köpfen solcher Männer, die das Leben der Kolonisten nie in der Nähe betrachtet haben. Man hat demzufolge tatsächlich keinen Anlaß zu einer Befürchtung. Als ich jene Statistik organisierte, konnte ich nicht ahnen, welchen Mißbrauch man mit ihr treiben wird. Ich wollte nur zeigen, was man hier auf dem Gebiete der Schule leistet und wo wir der Hilfe bedürfen. Wenn wir von dem Bunde oder dem Staate eine Hilfe für unsere Schulen bekommen könnten, dann wäre diese Superintendenz genügend belohnt für ihre Mühe.

„Einige Zeitungen begründeten ihre Anklagen auf eine oberflächliche Prüfung meines Berichtes, den sie nicht verstanden. Sie sagten, daß nur in vier Schulen — in vier Regierungsschulen — die portugiesische Sprache gelehrt werde, während aus meinem Bericht doch hervorgeht, daß tatsächlich nur in vier Schulen Portugiesisch die Unterrichtssprache ist, daß aber in 73 von den 112 vorhandenen Schulen die portugiesische Sprache gelehrt wird und daß von 3972 Schülern 2866, also 72 Prozent, die portugiesischen Klassen besuchen. Wer ohne Voreingenommenheit unsere Verhältnisse und unsere Schulfrage studiert, wird unzweifelhaft der Bevölkerung Blumenau Recht widerfahren lassen. Ohne eine Unterstützung von seiten des Staates hat diese Bevölkerung (am Ende 1906) 110 Schulen errichtet

und unterhalten. Es sei dem nun wie es wolle: diese Opferwilligkeit verdient anerkannt zu werden.

„Wenn man gewartet hätte, daß der Staat oder das Munizip unsere Schulen baut, dann wären 95 Prozent unserer Kinder Analphabeten... Es ist nicht wahr, daß das eingewanderte Element sich der Erlernung der Landessprache widersetzt, wie das einige in der Unwissenheit oder aus bösem Willen behaupten. Die Wahrheit ist, daß der Wunsch, die Landessprache gleich der Muttersprache zu erlernen, überall besteht. Ziehen wir aber unsere Lebensbedingungen und die materiellen Schwierigkeiten in Betracht, die sich der Erlernung der portugiesischen Sprache entgegenstellen. Der Kongreß könnte z. B., wie ihm ja schon vorgeschlagen wurde, dekretieren, daß der Unterricht der portugiesischen Sprache obligatorisch sei. In diesem Falle sollte man aber auch zugleich dafür Sorge tragen, daß die Schulen befähigte Lehrer erhalten, woran es uns heute so sehr fehlt. Wenn dieses nicht geschehen würde, dann müßte man die Schulen, die der Vorschrift nicht entsprechen, schließen. Dann würden aber viele Kinder deutscher und italienischer Eltern ohne jede Schule bleiben und dieser Zustand wäre viel schlechter als der gegenwärtige, wo die Kinder doch mindestens in einer Sprache lesen und schreiben lernen.“

Das sagt Superintendent Schrader, und ich kann versichern, daß der Wunsch, die Landessprache zu erlernen, auch unter den Lehrern besteht. So besucht z. B. Pastor Dr. Aldinger, Schulinspektor der Hanseatischen Gesellschaft, so oft ihm seine Arbeiten es erlauben, die brasilianischen Ortschaften, um sich in der portugiesischen Sprache zu vervollkommen, die er schon sehr gut beherrscht. Die Lehrer Müller und Jené haben durch meine Vermittlung von der Staatsregierung, als sie in den Händen des Hrn. Coronel Pereira Oliveira lag, eine pekuniäre Unterstützung bekommen, damit sie nach der Hauptstadt gehen konnten, um dort die Landessprache zu lernen. Und sie erlernten sie, denn sie kamen täglich, wenn nicht zwei- dann einmal zu mir, um portugiesisch zu sprechen, und außerdem machten sie einen Kursus durch.

Red.: Also ist es mit den deutschgeschriebenen Aktenstücken in Blumenau Schwindel?

Dr. R.: Purer Schwindel, lieber Freund. Eine ganze Reihe von Jahren war der Superintendent von Blumenau Dr. José Bonifacio da Cunha, ein Bahianer Arzt, der sogar als Nativist galt, und der wird doch sicher nicht-geduldet haben, daß die Akten deutsch geschrieben wurden. Seit dem Jahre 1903 ist Herr Alvim Schrader zum Superintendenten gewählt und wiedergewählt, ein Deutschbrasilianer, und hier haben wir seine Jahresberichte über die Geschäfte des Munizips — alle sind sie portugiesisch geschrieben. Es ist aber nicht zu glauben, daß er selber seine Berichte portugiesisch und der Munizipalrat seine Protokolle deutsch schreibt. Um was es sich handelt, ist folgendes. Da nicht alle Einwohner der Munizipien portugiesisch verstehen, so werden die Erlässe und Bekanntmachungen nicht nur portugiesisch, sondern auch deutsch und italienisch, d. h. in Bezirken, wo diese Elemente vorherrschen, damit diejenigen, die die Vorschriften zu beachten haben, nicht Unkenntnis vorschützen können.

Red.: Also ist es nicht wahr, daß das deutsch-brasilianische Element dem lusobrasilianischen Element feindlich gegenübersteht?

Dr. R.: Wie ich schon sagte, war während langer Jahre Dr. José Bonifacio da Cunha Superintendent in Blumenau; politischen Einfluß besaßen dort die Herren DDr. Hercilio Luz und Paula Ramos;

in Joinville ist Superintendent zum zweiten Male Herr Procopio Gomes de Oliveira und Kammerpräsident der Bundessenator Dr. Abdon Baptista, der zugleich der politische Lokalchef ist. Politischen Einfluß besitzen dort die Herren Dr. Tavares Sobrinho, Ignacio Bastos, Dr. Cesar de Souza, Mario Lobo, Pereira de Macedo, Bellarmino Garcia, Athanasio Leal und andere, alle Luso-Brasilianer. In São Bento ist seit langen Jahren Superintendent Herr Manoel Gomes Tavares und politischer Chef der Staatsdeputierte Luis de Vasconcellos, beide Luso-Brasilianer. Ich könnte Ihnen eine unendliche Reihe von Beispielen zitieren.

Ich will einen Fall erwähnen, der für die Gefühle der Deutschen in Santa Catharina bezeichnend ist. Vor mehr oder weniger als zwölf Jahren wurde in der fluminenser Presse und hauptsächlich im „Journal do Commercio“ gegen die deutsche Gefahr in Santa Catharina eine Kampagne eröffnet. Also gut, zur selben Zeit wurde das traditionelle jährliche Schützenfest in Blumenau abgehalten. Nach dem Schießen ergriff Herr Pedro Christiano Feddersen das Wort, ein Deutscher, aber in Brasilien naturalisiert, und sagte in einer sehr beredten Improvisation, denn er ist ein guter Redner, unter dem Beifall aller Anwesenden, daß die Waffen, die im Augenblicke dem Vergnügen dienen, sich gegen jede Macht wenden würden, und wenn es auch Deutschland wäre, die gegen die Integrität Brasiliens etwas unternehmen wollte. Das wurde öffentlich gesagt und nicht in einem Reservatkabinett.

Wie Sie sehen, Herr Redakteur, führe ich hier unanfechtbare Tatsachen und unwiderlegbare statistische Daten an, mit welchen ich meine Ansichten unterstütze. Ich bedaure nur, daß der „Paiz“ nicht einen seiner Redakteure wie Curvello de Mendonça oder Lindolpho Azevedo nach Santa Catharina entsendet, damit sie dort den Gegenstand studieren und damit der abgeleierte Gesang von der deutschen Gefahr einmal aufhört.

Ich kenne Deutsche, die nach langer Anwesenheit in Santa Catharina, wo sie Familien gründeten, nach Deutschland zurückkehrten. In kurzer Zeit waren sie wieder in Santa Catharina, denn die Sehnsucht zog sie zurück. Im Augenblick erinnere ich mich an die Familie Germano Sepper aus Joinville und an die Gustav Sallingers, der deutscher Konsul in Blumenau war.

Es ist Wahrheit, daß der Teutone aus Joinville seinen Stolz verrät, in dieser schönen Stadt geboren zu sein, und dasselbe ist mit dem Blumenauer der Fall. Und wer Liebe für die Scholle hat, wo er geboren und die ein Stück eines Ganzen ist, der kann nicht unterlassen, auch dieses Ganze zu lieben, und das ist in diesem Falle unser Brasilien.

Soweit Dr. Lebon Regis. Er kennt Santa Catharina, das Land, wo er geboren, wo er aufgewachsen und wo er in hoher Stellung tätig ist, besser, als der verschwommene Denker Dr. Gama Rosa, der überall läuten hört und niemals weiß, wo die Glocken hängen, oder als João do Rio, der wohl Paris kennt, aber nicht Santa Catharina. Jetzt sollen diese beiden Herren auftreten und sagen, daß die Ausführungen des Catharinenser Staatssekretärs nicht wahr sind. Das Interview wurde vom „Paiz“ am 1. ds. publiziert. Bisher haben die Perigo-Allemão-Männer aber noch nicht den Mut gefunden, etwas zu erwidern, denn in der Gefahr zeigt sich der Held, d. h. unsere Federhelden verkriechen sich hinter den Ofen, um sich erst dann hervorzuwagen, wenn die Luft rein ist.

Eine historische Ausgrabung

Zu einem Zeitpunkt, zu dem die italienische Auswanderung nach Brasilien Gegenstand so lebhafter Erörterungen in beiden Ländern ist und zu dem in Italien die Zustände bei uns in den schwärzesten Farben geschildert werden, ist es von Interesse, an die Ereignisse zu erinnern, die den preußischen Finanzminister von der Heydt zu dem bekannten, noch heute nicht völlig aufgehobenen Verbot der Auswanderung nach Brasilien führten. Die Verhältnisse sind ja nicht unähnlich. Damals bildete die deutsche Einwanderung einen Faktor, mit dem Brasilien und namentlich Mittelbrasilien stark rechnete, genau so wie heute die italienische. Und die Beschuldigungen, die damals erhoben wurden, decken sich zum großen Teil mit den heutigen. Wir können hinzufügen, daß sie ebenso wie heute auch in den fünfziger Jahren von interessierter Seite ausgingen und vielleicht gutgläubig, wahrscheinlich aber böswillig einzelne Fälle verallgemeinerten. Damals erschien die „Geschichte von Brasilien“ von Dr. Heinrich Handelsmann, Privatdozent der neuen Geschichte an der Universität Kiel, das noch von unseren neuesten Historikern, von Capristano de Abreu, von Oliveira Lima, von João Ribeiro, als eine der besten Darstellungen unserer Geschichte, als ein Werk von bleibendem Wert bezeichnet wird.

Das Buch, das im Jahre 1860 bei Julius Springer in Berlin herauskam, ist heute sehr selten geworden. Ich habe es zwei Jahre lang in den Antiquariaten von Rio de Janeiro und São Paulo vergeblich gesucht. Ich bat dann einen mir befreundeten Heidelberger Buchhändler, das Werk durch das „Buchhändler-Börsenblatt“ drüben für mich zu suchen. Auch ihm ist erst nach einem vollen Jahre, als er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ein Angebot gemacht worden. Die Auflage war offenbar nicht stark, und die Exemplare, die fünf Jahrzehnte überdauerten, befinden sich in öffentlichen Bibliotheken oder sonst in festen Händen. Abgeschlossen hat Handelsmann sein Werk im Jahre 1858, und im nächsten Jahre, kurz vor Erlass des v. d. Heydtschen Reskripts, hat er die Vorrede geschrieben, in der er auf die Einwanderungsverhältnisse zu sprechen kommt. Schon im letzten Abschnitt des Werkes, „Brasilien und die Einwanderung“, hatte er sich mit dem Problem beschäftigt und eine Reihe von Forderungen aufgestellt, wie Sicherung des Landbesitzes, Aenderung der Naturalisation, Schutz der Kolonisten und ihrer Kinder vor zwangsweiser Rekrutierung usw. In der Vorrede sagt er dann:

Jener Abschnitt wurde zu Anfang des Jahres 1858 geschrieben und beruht auf dem Material und den neuesten Nachrichten, soweit sie mir damals übersichtlich zu Gebote standen. Es läßt sich demnach im ganzen sagen, daß er die Lage der Dinge im Jahre 1856 nur bis zur Eröffnung der Reichstags-session vom Mai 1857 schildert. Seitdem sind jetzt zwei Jahre verflossen, der brasilianische Reichstag hat zweimal getagt und ist vor kurzem zum dritten Male zusammengetreten. Aber noch immer sind die erwünschten und notwendigen Fortschritte ausgeblieben. Von jenen gesetzlichen Maßregeln, welche die öffentliche Meinung längst als die unerläßlichen Vorbedingungen einer spontanen europäisch-deutschen Einwanderung bezeichnet, ist noch keine durchgeführt worden. Im Gegenteil, wir erblicken manche Anzeichen eines Rückschrittes. Die Reichsregierung, welche schon den richtigen Standpunkt in der Einwanderungsfrage gewonnen hatte, ist durch den mächtigen Einfluß der Pflanzerei- und Handelsaristokratie in und außer dem Reichstag wieder irre

gemacht worden und hat abermals viel Mühe und viel Geld aufgewendet, um eine künstliche Einwanderung von Lohnarbeitern und Parceristen anzulocken.

Ich will kurz daran erinnern, wie sich seit Ausgang des Jahres 1856 in Rio de Janeiro eine große Zentralgesellschaft für Kolonisation bildete, mit der ausgesprochenen Absicht, zur Abhilfe des drückenden Mangels an Arbeitskräften beim Ackerbau und bei öffentlichen Bauten 50.000 Kolonisten einzuführen, und wie die Reichsgewalt im März 1857 mit derselben einen Vertrag abschloß, demgemäß sie für jeden einzuführenden Kolonisten ein Kopfgeld (Prämie) zu zahlen übernahm. Im April 1858 ward dieser Vertrag modifiziert, das Kopfgeld erhöht, dafür der Regierung ein überwiegender Einfluß eingeräumt, so daß sich die Gesellschaft gewissermaßen in eine Staatsanstalt umwandelte. Und der Reichstag seinerseits beeilte sich, durch Bewilligung großer Geldmittel die Unternehmung zu sanktionieren und zu unterstützen. Neben diesem Hauptverbeistitut setzten die schon bestehenden kleineren Kolonisationsgesellschaften, wie die Mucury-Compagnie u. a., neu ermutigt ihre Bemühungen fort; und die Folge von dem allem war, daß sich dasselbe Schauspiel wiederholte, welches wir bereits vor wenigen Jahren erlebt haben. Ueberall schossen Auswanderungs-Agenturen wie Pilze aus der Erde. Von der deutschen Nord- und Ostseeküste bis hinauf nach Tirol trieben die Werber und Seelenverkäufer ihr Unwesen. Unter schönen Versprechungen verhüllten sich wieder unklare und dehnbare Kontrakte. Und so mußten die wahrhaften Kenner brasilianischer Verhältnisse und die wohlmeinende deutsche Presse abermals gegen die sogenannten Brasilienfreunde in die Schranken treten.

Dennoch, trotz aller Bemühungen und Warnungen, haben sich vielleicht ein paar tausend Auswanderer verlocken lassen, und die Geschichte des menschlichen Elends ist wieder um mehrere Beispiele bereichert worden. Kaum war der Schmerzensschrei der schweizer und deutschen Parceristen in São Paulo etwas verhallt, so hörten wir von neuen traurigen Opfern brasilianischer Täuschung und Mißverwaltung. Ich will nur erinnern an ein paar Vorgänge zu Anfang dieses Jahres 1859: an den Aufstand der deutschen (Harzer) Bergleute in den sogenannten Minen von Arassurá (Bahia); an die Beschwerden mangelhafter Verpflegung und Vorenthaltung des Tagelohnes, welche die beim Straßenbau in der Provinz Rio de Janeiro beschäftigten Tiroler bei der K. Oesterreichischen Gesandtschaft vorbrachten und vor allem an jenes furchtbare Schauspiel auf den Mucury-Kolonien (Provinz Espirito Santo und Minas Geraes).*)

*) Der Mucury, der in Minas Geraes entspringt und die Grenze zwischen Espirito Santo und Bahia bildet, mündet bei São José do Porto Alegre ins Meer. In den dreißiger und Anfang der vierziger Jahre dachte die kaiserliche Regierung daran, im Oberlauf dieses Flusses die Sträflinge aus Minas und Bahia anzusiedeln. Doch wurde aus diesem Plane nichts. Im Jahre 1847 wurde dann eine Mucury-Compagnie konzessioniert, die es übernahm, den Fluß schiffbar zu machen und auf diesem Wege eine regelmäßige Verbindung zwischen der Stadt Minas Novas in Minas Geraes und Rio de Janeiro herzustellen. Dafür erhielt sie auf 40 Jahre das Transportmonopol für alle Güter auf dieser Strecke (unter Festsetzung eines Maximaltarifs), Zollerlaß, Monopol des Weinhandels, Salzhandels usw. Sie stellte den Seedampfer „Mucury“ für die Fahrt von São José do Porto Alegre nach Rio und zwei Fluß-

schlepper in Dienst, mit denen sie 1855 den Verkehr eröffnete. Gleichzeitig kaufte sie am Oberlauf des Flusses 10 Quadratmeilen Reichsländereien, in deren Mittelpunkt, am Flusse Todos os Santos, sie durch den Ingenieur Robert Schlobach eine „Stadt der Bruderliebe“, Philadelphia, anlegen ließ, die als Zwischenstation zwischen Minas Novas und São José dienen sollte. Sie machte in Deutschland eifrig Reklame für ihre Kolonien und bewirkte auch, daß viele deutsche Answanderer herüberkamen. Doch war für nichts vorgesorgt, die Verträge wurden nicht erfüllt, und viele Menschen gingen an Entbehrungen und Fiebern zugrunde. Doch ist die Gegend noch heute mit zahlreichen Abkömmlingen jener deutschen Einwanderer besiedelt, wie Herr Ernst Plaas, der im Jahre 1911 einige Monate dort weilte, mir mitteilte. D. Rod.

Ja sogar von den unter deutscher Verwaltung stehenden Ansiedlungen D. Francisca und Blumenau, die früher mit Recht besonders empfohlen wurden, hört man in letzter Zeit wenig Rühmenswertes. Es scheint hier, wie das alle brasilianischen Kolonien zu erleben pflegen, eine Periode der Verstreung eingetreten zu sein, weil es an lohnender Arbeit mangelt.

Es liegt auf der Hand, so fährt Dr. Handelsmann in seiner Vorrede fort, daß derartige Nachrichten die Stimmung in Deutschland gegen Brasilien nicht verbessern können. Dazu kam aber noch ein zweites Moment — ich meine die Ausgang 1858 verfügte Pensionierung des bisherigen Kaiserl. Brasil. General-Konsuls in Preußen, Herrn J. D. Sturz. Die ebenso uneigennützig wie unermüdliche Tätigkeit, welche Herr Sturz, ein geborener Deutscher, seit mehr als zwanzig Jahren zuerst als Privatmann und in der Presse, dann in amtlicher Stellung seinem Adoptiv-Vaterlande geweiht hat, ist hüben und drüben wohlbekannt und hat sowohl in Deutschland wie auch zu wiederholten Malen selbst in den gesetzgebenden Versammlungen Brasiliens öffentliche Anerkennung gefunden. Ich will hier nur erinnern an seine Verdienste um die Begründung der regelmäßigen brasilianischen Küstendampfschiffahrt im Jahre 1838, deren historisch-politische Wichtigkeit für Erhaltung des Reichsverbandes bereits besprochen wurde; an seine Pläne und Vorschläge zur Anwendung der Dampfschiffahrt auf verschiedenen Binnengewässern, wie Amazonas, São Francisco, Maranhão usw., welche damals an der Teilnahmslosigkeit und dem Widerspruch des Reichstags scheiterten, während man neuerdings unter viel weniger vorteilhaften Bedingungen derartige Verträge abgeschlossen hat; an seine erfolgreiche Agitation um Aufhebung des hohen Einfuhrzolls auf Steinkohlen im Jahre 1839; an seine Bemühungen für Verbesserung des Postwesens, für öffentliche Gesundheitspflege, insbesondere für Impfungsanstalten, für Acker- und Bergbau und dergleichen mehr. Ueberhaupt wird niemand leugnen wollen, daß er durch seine unausgesetzten Mitteilungen in der brasilianischen Presse und später von Europa aus durch seine regelmäßigen lithographischen und gedruckten Korrespondenzen, die sich über die verschiedensten Zweige des Wissens und der praktischen Tätigkeit verbreiteten, einen mannigfaltig befruchtenden Einfluß äußerte und viel dazu beitrug, ein Interesse zu erwecken für Gegenstände, für welche man in Brasilien bisher noch wenig Einsicht und Empfänglichkeit hatte.

Jedoch das alles tritt zurück gegen die bedeutende Stellung, welche Herr Sturz in der Frage der Einwanderung und Kolonisation eingenommen hat. Er ist sozusagen der erste gewesen, welcher den Brasilianern wieder und wieder die unumstößliche

Wahrheit predigte, daß nur in der spontanen Einwanderung freier europäischer Ackerbauer das einzige Heil sei, und als unumgängliche Vorbedingungen dazu auf Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels, Herstellung eines soliden Landsystems nebst allgemeiner Grundsteuer und gehörige gesetzliche Garantien drängte. Ein schwieriger Kampf gegen die hergebrachten Vorurteile einer ganzen Nation; doch fand er bald unter den aufgeklärten Staatsmännern Brasiliens Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter; und vieles wenigstens ist erreicht worden, wenn auch noch lange nicht alles Erforderliche . . .

Ich habe gesagt und wiederhole hier, daß diese Maßregel (die Pensionierung des Herrn Sturz) nebst jenen traurigen Erfahrungen der neuesten Zeit in Deutschland überall den schlimmsten Eindruck machten; und ich muß hier konstatieren, daß die augenblickliche Stimmung gegen Brasilien so unfreundlich ist wie nur je zuvor. Vernünftige Leute drüben machen sich denn auch in der Hinsicht gar keine Illusionen. So sagt ein Leitartikel des „Correio Mercantil“ vom 26. Februar d. J.: „Ohne jetzt die Angemessenheit der von der Regierung beliebten Maßnahmen, welche nur Täuschungen und Betrügereien und Zeit- und Geldverlust hervorgebracht haben, genauer zu untersuchen, wollen wir uns heute bloß mit einer Tatsache beschäftigen, welche viel beitrug zu jenem Resultate; und das ist der allgemeine Mißkredit, in welchen die Auswanderung nach Brasilien bei der deutschen Presse verfallen ist. Machen wir uns ferner keine Selbsttäuschungen! Das Land muß endlich wissen, daß kein einziges einflußreiches deutsches Blatt, keins von allen denen, welche eine unabhängige Stellung haben und Achtung genießen, sich dazu hergibt, die Auswanderung zu uns zu begünstigen. Im Gegenteil, alle sind völlig einstimmig darin, uns mit den schwärzesten Farben zu malen und unsere Zustände als von der schlimmsten Art für das Gedeihen deutscher Kolonien zu bezeichnen. Unsere Verteidigung hat sich in einige Winkelblättchen geflüchtet, welche nicht den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung haben. Diese kleinen Blättchen mit ihrer zänkischen und völlig übel angewandten Geschäftigkeit; die auf eine schamlose Weise von unseren Beauftragten verwandten großen Mittel; die lügnerischen Vorstellungen unserer Agenten in Europa; die Engagements und Herüberführung selbst von Mädchen, durch Subjekte ausgeführt, welche mit Empfehlungen von hohen diesseitigen Beamten, die sie zu erschleichen gewußt, ausgestattet waren; die maßlosen lügnerischen Versprechungen; das Aufraffen niedrigen und sittenlosen Volkes — alles das, wenn auch ohne Nichtbeteiligung, doch unter den Augen der offiziellen Agenten der kaiserlichen Regierung vorgetragen, hat in Deutschland unserem Kredit eine so tiefe Wunde geschlagen, daß es eine schwere Aufgabe ist, dieselbe wieder zu heilen. Die Folge davon könnte selbst ein förmliches Verbot der Auswanderung nach Brasilien werden, ein Verbot, das nicht nur von dieser oder jener deutschen Regierung, sondern von den 38 Regierungen Deutschlands ausgehen würde. Unterdes fühlen wir bereits hinreichend die Folgen jenes Mißkredits in der großen Abnahme der freien und wertvollen Einwanderer, wenn auch unsere Agenten sie mit fabelhaften Versprechungen herbeizuziehen suchen.“

Und dabei wird die Not drüben immer größer. Alle jene Uebelstände, welche das Aufhören der afrikanischen Zufuhr, ohne anderweitigen Ersatz an Arbeitskräften von außen her, nach sich ziehen mußte, treten immer klarer hervor. Nun bemüht sich freilich die Pflanzearistokratie der Mittelprovinzen,

indem sie nach und nach den ganzen Sklavenbestand in ihrer Hand zusammenballt, die Produktion für die Ausfuhr möglichst aufrecht zu erhalten. Aber darüber gerät der Anbau der Nahrungspflanzen immer mehr in Stockung. Klagte doch schon der Provinzialpräsident von Bahia in seinem Bericht zu Anfang dieses Jahres über „den hohen Preis aller unentbehrlichen Lebensmittel, der sich seit einigen Jahren fortwährend steigert“, und fügte hinzu: „Das Uebel ist um so bedrohlicher, als es nicht allein in dieser Provinz, sondern in allen Teilen des Landes sich fühlbar macht.“ Die neueste Thronrede des Kaisers bestätigt das; und ein Präsidialbericht aus Minas Geraes, vom 20. März 1859 meldete geradezu, daß in dieser Provinz eine Hungersnot vor der Tür stehe und rief die Reichsgewalt zu schneller Beihilfe auf. So mag es am Ende dahin kommen, daß ein neues, durchaus ackerbauendes Land für seinen Nahrungsbedarf auf fremde Zufuhr angewiesen sein wird . . . Geht alles so fort wie jetzt, so wird man bald genug sich gezwungen sehen, wirklich eine großartige und ernstliche Maßregel in dieser Richtung zu ergreifen zugunsten der gesamten Bevölkerung. Dann aber wird das hohe Zollsystem durchlöchernt, auf welchem bisher die brasilianische Staatseinnahme basiert ist, und was dann?

Es ist darum die höchste Zeit, daß Brasilien mit Ernst und Energie zu jenen Heilmitteln greife, welche allein wahrhaft helfen können. Und das ist einmal ein wahrhaftiges, ernstliches und wohlwollendes Entgegenkommen gegen die spontane europäisch-deutsche Einwanderung, und dann ein mit Hilfe derselben, unter ernstlicher Mitwirkung des Volkes und der Regierung zu beschaffender wirtschaftlicher Umschwung im Süden, der dort an die Stelle des Plantagenbetriebs die kleine freie Ackerwirtschaft setzt und so eine Konzentrierung des gesamten Sklavenbestandes in den heißen Mittel- und Nordprovinzen ermöglicht. . . Auch von den notwendigen gesetzlichen Vorkehrungen ist bisher noch nichts geschehen. Die neueste Thronrede vom 10. Mai 1859 deutet allerdings auf manches hin, wie z. B. Sicherstellung der protestantischen Heiraten, welche durch die gegenwärtige Gesetzgebung nicht gesichert sind.“ Regelung der Frage wegen Verwaltung der Erbschaften fremder Residenten; Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege; Abstellung der Mißbräuche und bessere Ordnung des Rekrutierungswesens; Sorge für die innere Kommunikation — aber in einem so schüchternen Ton, daß es mir wenigstens scheint, als ob die Regierung selbst an einem rechten Erfolge zweifle.

Soweit Herr Handelsmann. Seine Ausführungen sind für uns Heutige um so interessanter, als sie erkennen lassen, daß wir teilweise noch heute an Problemen laborieren, die schon damals zur Erörterung standen. Nach 50 Jahren!

Aus aller Welt.

Ein englisches Urteil über Deutschland n. d. An leitender Stelle veröffentlichte die „Daily Mail“ einen Bericht über die deutschen Kaisermanöver. Der militärische Beobachter gibt zunächst eine Uebersicht über die Streitkräfte und deren Aufgaben, dann aber kommt er auf die Leistungen der deutschen Luftschiffe und Flieger zu sprechen. Angesichts der Ueberlegenheit, die gemeinhin Frankreich in Flugdingen zugetraut wird, muß er feststellen: „Die Arbeit, die von den Luftschiffen und deutschen Militärfliegern geleistet wurde, war erstklassig. Von allen Flugzeugen erlitt nur eines eine Be-

schädigung. Auf beiden Seiten wurde der Luft-Erkundungsdienst oft zu nächtlicher Arbeit gezwungen.“ Der Zusammenarbeit von Kavallerie und Flugzeug im Erkundungsdienst wird höchstes Lob gespendet und der „allgegenwärtige Zeppelin III.“ leistete der blauen Partei unschätzbare Dienste. Die Flugzeuge beschränkten sich nicht auf die Erkundungen, sondern erwiesen sich in der Nachrichtenvermittlung zwischen weit auseinanderliegenden Divisionen als „große und verlässliche Zeitersparer“. Die Betrachtungen des fremden Beurteilers gipfeln in dem Bekenntnis: „Die letzten Kaisermanöver hinterlassen bei dem beobachtenden Fachmann des Auslandes keinen Zweifel darüber, daß, von unwesentlichen kleinen Ausnahmen abgesehen, das deutsche Landheer vielleicht die vorbildlichste Militärorganisation der Welt ist.“

Auffindung eines Gebetsteppichs Mohammeds. Aus Prag wird telegraphiert: Das „Pravo Lidu“ verzeichnet die Meldung, daß bei den seinerzeit aus der Rudolfssammlung durch die Schweden mitgenommenen Gegenständen auch ein kleiner türkischer Gebetsteppich war, der nach der Tradition ursprünglich im Besitze Mohammeds sich befand. Dieser berühmte Teppich wurde nunmehr gefunden. Er befand sich im Besitze eines bekannten ezechischen Literaten, der erst durch einen Freund, einen Berliner Sammler, auf den hohen Wert des Teppichs aufmerksam gemacht wurde. Der Sammler klärte den Literaten, der den Teppich von seinen Eltern ererbt hatte, auch dahin auf, um welches Stück es sich handle. Dem derzeitigen Besitzer des Teppichs sollen für diesen 600.000 Kronen angeboten worden sein.

Rettungstat eines Seeoffiziers vor Helgoland. Als mutiger Lebensretter hat sich ein Wachoffizier vom Linienschiff „Nassau“ erwiesen. Als das Schiff mehrere Meilen westlich von Helgoland in der hohen See um die Mittagszeit manövierte, bemerkte der diensttuende Wachoffizier Leutnant zur See Albrecht (Werner), daß ein von der Brandung über Bord gespülter Matrose des in der Nähe befindlichen Schleppdampfers „Gebrüder Wrede“ mit den Wellen rang und dem Ertrinken nahe war. Der Mann befand sich in einer höchst bedenklichen Lage und vermochte den ihm zugeworfenen Rettungsring nicht mehr zu fassen. Als der Offizier dies bemerkte, sprang er schnell entschlossen in die bewegte See, ergriff den Matrosen und brachte ihn schwimmend nach dem Dampfer, der nicht ohne Schwierigkeiten beide aufnahm. Der Matrose war bereits bewußtlos und konnte erst, nachdem eine halbe Stunde lang Wiederbelebungsversuche angestellt worden waren, ins Leben zurückgerufen werden.

Tolstois Vermächtnis. Das Gut Leo Tolstois, Jasnaja Poljana, das der Gräfin Tolstoi gehört, wurde von ihrer Tochter Alexandrina aus dem Erlöse des Nachlasses Tolstois abgekauft und wird unter die Bauern verteilt werden.

Pariser Nachtgarden. Die Pariser haben ihre Nachtpolizei umgestaltet, indem die Schutzmannschaften, welche den Nachtdienst mitzuversehen hatten, davon entbunden und eigene Nachtgarden geschaffen worden sind, die in Ausübung des Dienstes stets einen Polizeilund bei sich führen. Man verspricht sich von dieser Neueinrichtung eine Verbesserung der öffentlichen Sicherheit zur Nachtzeit.

Griechischer Dank an die deutsche Armee. Der Verlauf des Balkankrieges hat bekanntlich den Gegnern Deutschlands wiederholt Anlaß gegeben, den Wert der Tätigkeit deutscher militärischer Instrukteure herabzusetzen und gar von einem

Zusammenbruch der deutschen Strategie zu faseln. Die Angriffe auf das deutsche Geschützmaterial sind ja bereits mehrfach von den Beteiligten selbst als unbegründet zurückgewiesen worden, nimmehr findet sich auch eine Stimme für die Verteidigung des deutschen taktischen Systems. Die in Deutschland ausgebildeten griechischen Generalstabsoffiziere haben, wie die „Berliner Morgenpost“ erfährt, nachdem sie mit den Truppen ihren siegreichen Einzug in Saloniki gehalten haben, ein Telegramm an die Berliner Kriegsakademie gerichtet, in dem sie der Akademie in Erinnerung an die dort genossene Ausbildung ihren Gruß sandten.

Der Hauptzeuge im Prozeß Eulenburg gestorben. Der Knappschaftsälteste Trost, der einer der Hauptbelastungszeugen gegen den Fürsten Eulenburg war, ist in Wanne gestorben. Trost war früher auf der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern“ beschäftigt, wo er mit dem Fürsten Eulenburg bekannt wurde.

Die Entführung einer reichen Erbin hat die Aufmerksamkeit und Klugheit eines Chauffeurs vereitelt. Wie aus London gemeldet wird, sollte kürzlich abends eine reiche Erbin, ein Fräulein Anna Steckel, in Altentown von einem gewissen Samuel Sinclair, dessen Bewerbungen sie kein Gehör geschenkt hatte, entführt werden. Als sie von einem Spaziergang nach Hause kam, wurde sie vor dem Haustor von einigen bereitstehenden Männern gepackt und in das vor dem Haustor haltende Auto geworfen. Man band ihr die Hände und umschlang ihr den Kopf mit Tüchern. Als das Auto sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, gelang es dem Mädchen, so viel Luft zu gewinnen, daß es schreien konnte, und der Chauffeur lenkte den Wagen nach der nächsten Polizeistation, wo die Entführer verhaftet wurden. Der Chauffeur sagte aus, daß er zu einer Hochzeitsreise über Land gedungen worden sei. Als er gesehen habe, wie man dem Fräulein Tücher über den Kopf warf, habe er geglaubt, es handle sich um einen Scherz, allein als er die Dame um Hilfe schreien hörte, sei er kurzerhand zur nächsten Polizeiwache gefahren.

400 neue Flugzeuge für Frankreich. Auch dieses Jahr macht Frankreich große Anstrengungen in der Aviatik. Der Ausschuß für das Militärflugwesen in Frankreich hat dem Kriegsminister Vorschläge über die für 1913 vorgesehenen Ankäufe von Flugzeugen unterbreitet. Wie offiziell berichtet wird, beträgt die Zahl der anzukaufenden Flugzeuge weit über 400. Im Jahre 1912 wurden ebenfalls über 400 Militärflugzeuge angeschafft.

Heilung des Augenstars ohne Operation. Aus Frankfurt a. M. kommt eine Nachricht, die, wenn sie in ihren Einzelheiten richtig wäre, für alle, die unter Augenstar zu leiden haben, eine Heilsbotschaft bedeuten würde. Der dortige Gelehrte Peschel will eine Spezialmethode gefunden haben, durch die unter Anwendung der Elektrizität das Fortschreiten der Starbildung behindert und die schon vorhandene Trübung der Kristalllinse des Auges wieder aufgehellt wird. Diese Prozedur würde in vielen Fällen eine Operation unnötig machen. Eine bei den hervorragendsten Ophthalmologen angestellte Rundfrage über die voraussichtlichen Heilwirkungen dieser Methode ergab, daß sich die Gelehrten ihr gegenüber vorläufig sehr skeptisch verhalten und sie für eine jener zahlreichen wissenschaftlichen Neuerungen halten, die meistens ebenso rasch verschwinden als sie aufgetaucht sind.

Deutsche Arbeit in China. Bei Lo Kou, unweit von Tsinanfu, ist eine neue Brücke über den Hoangho eingeweiht worden, die das Werk einer

deutschen Maschinenfabrik ist. Die Einweihungsfeier erfolgte in Gegenwart des Vizekönigs oder — da China Republik ist — vielmehr Statthalters Chou Tsi Chi, anderer chinesischer Würdenträger und des deutschen Konsuls Merklingshaus. In feierlicher Weise wurde die letzte Niete eingeschlagen und dann der erste Gang über die Brücke angetreten, an dem sich eine Menge Volk aus der Umgebung beteiligte.

Ein russischer Polizeiskandal. Den Blättern wird aus Warschau gemeldet: In der Stadt Jekaterinoslaw wurden bei der Polizeidirektion große Skandale aufgedeckt. Zwanzig Funktionäre, darunter der Polizeidirektor, wurden verhaftet. Der Polizeidirektor Hipaczew stand an der Spitze der in die Affäre verwickelten Personen und unterhielt Verbindungen mit den dortigen Lasterhöhlen, welche große Summen abliefern mußten. Die Polizeikommissäre Remt, Milow und Samojlow wurden wegen der Verfolgung und Folterung Unschuldiger, die sich loskaufen konnten, verhaftet. Mehrere Polizeifunktionäre haben offen Mädchenhandel getrieben. Die Verhafteten erklären, sie wären zu ihrem Treiben gezwungen gewesen, um der revolutionären Bewegung besser beikommen zu können.

Selbstmord aus Kränkung über den Tod des Hundes. Die aus Mailand gebürtige fünfundzwanzigjährige Orpheumsängerin Ida Avrigli verübte in einem Agramer Hotel aus Kränkung über das Eingehen ihres Hundes Selbstmord. Vor kurzem verendete ihr Hund und sie ließ das verendete Tier ausstopfen. Sie wollte abreisen, überlegte sich jedoch die Sache und begab sich zu Bett, nachdem sie Schlafpulver genommen und vor dem Ofen eine große Menge Papier und Holz angehäuft hatte. Das leicht brennende Material fing bald Feuer und die Sängerin erstickte. Sie wurde tot aufgefunden, mit dem Maulkorb ihres Hundes in den Zähnen. In einem hinterlassenen Schreiben teilt sie mit, daß sie den Selbstmord aus Kränkung über das Ableben ihres Hundes verübte.

Schweizerisches Geschenk an den deutschen Kaiser. Vor Kurzem empfing der Kaiser Professor v. Salis und Ingenieur Simon, die ihm in Gegenwart des schweizerischen Gesandten de Claparède das Relief des Berner Oberlandes überreichten. Die drei Herren wurden auch zur Frühstückstafel geladen. Das Relief, das Professor v. Salis, Präsident des Verwaltungsrates der Jungfrau-bahn, dem Kaiser überreichte, bildet ein Geschenk der Jungfrau-bahn, der Wengernalpbahn und der Berner Oberlandbahn. Der Kaiser ließ sich das Relief und insbesondere die Jungfrau-bahn eingehend erklären, und die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, vorab die Kaiserin, bekundeten für das großartige Werk der Jungfrau-bahn das lebhafteste Interesse.

Opiumlaster. Auch heute blühen noch in den dunklen Vierteln Londons zahlreiche Opiumhöhlen, die meist von Chinesen geleitet werden. Eines der berühmtesten Opiumhäuser, in denen vor Jahren außer Chinesen Indier, Türken, Bengalesen, Laskaren, daneben englische Matrosen, Bettler und Diebe auf dem Fuße völliger Gleichheit verkehrten, war in New-Court gelegen und gehörte einem alten Chinesen namens Vahi, genannt Tschautschü. Obgleich dieser von früh bis abends im Dämmerungszustand des Opiumrausches befangen war, ging er doch mit bewundernswerten Eifer seinen Wirtspflichten nach, erzählte Geschichten und Anekdoten, trank, kochte und schimpfte, ganz wie es der Moment erforderte. Ein trockener brenzlicher Geruch erfüllte die Spelunke, auf deren Boden die sonderbaren Gäste Yahis sich in Opiumträumen wälzten. Dem Wirt zur Seite stand „Mutter-Abdallah“, eine geborene Lon-

donerin, die durch langes Zusammenleben mit Orientalen deren Sprache und Gewohnheiten angenommen hätte. Sie war eine blasse runzlige Frau von etwa vierzig Jahren, die sozusagen die Honneurs zu machen hatte. Sie war selbst Opiumraucherin, aber, wie sie sagte, nur der Gesellschaft wegen, obgleich sie meinte, daß nichts in der Welt der Gesundheit zuträglicher sei als Opiumranchen. Daß ihre medizinische Auffassung aber nur sehr bedingten Wert hatte, konnte man an dem von ihr gewählten Beispiele sehen, denn sie erklärte Ya-hi als den frischesten und schmucksten alten Mann im ganzen Viertel. In Wirklichkeit ließen seine eingesunkenen Augen, seine hohlen Wangen, die pergamentartige Haut, seine Totenblässe ihn eher wie eine häßliche Mumie erscheinen. Auf dem Bett zusammengekauert, nur in Hemd und Hosen, die unbeschuhten Füße unter seinen Körper geschlagen, sah er wie ein seltener Vogel aus und kehrte sich nur dann und wann mit einer halben Wendung dem neben ihm stehenden Lichte zu, sobald er sich eine neue Pfeife anbrannte. In seinen Kreisen rühmte man Ya-hi nach, daß er sich auf die Zubereitung der Opiumpfeife ganz besonders verstehe. Aus diesem Grunde strömten auch alle Opiumraucher Londons in seine Höhle. Ein Becher mit einem Licht in der Mitte enthielt das zähflüssige Opium, das zu Kugeln von der Größe kleiner Perlen gedreht und in der Pfeife geraucht wurde.

Arbeitermangel in Belgien. In Belgien leidet nicht nur, wie in den meisten anderen Ländern Europas, die Landwirtschaft unter dem durch die sogenannte Landflucht bewirkten Arbeitermangel, der unter anderem auch in der langsamen Bevölkerungsvermehrung oder sogar im Rückgange der Bevölkerung einzelner vorwiegend ländlicher Distrikte zum Ausdruck kommt. Auch die Industrie Belgiens, namentlich die Schwerindustrie, führt seit einiger Zeit darüber Klage, daß sie nicht so viel Arbeiter einstellen könne, als die derzeitige günstige Konjunktur gestatten würde. Trotz aller Bemühungen, die Handarbeit in möglichst weitgehendem Ausmaße durch Maschinen zu ersetzen, fehlen in einzelnen größeren Betrieben der Industriebezirke Lüttich und Charleroi Hunderte von Arbeitern, die gegenwärtig mit Vorteil beschäftigt werden könnten. Die Gründe für diese Erscheinung werden auf verschiedenen Gebieten gesucht. So wird auf die Bemühungen der Gewerkvereine um Verkürzung der Arbeitsdauer, ferner auf das stetige Bestreben der Arbeiterschaft hingewiesen, ihre Kinder in angeblich höhere Gesellschaftsklassen, wie Schreiber, Beamte oder wenigstens geschulte Techniker, aufrücken zu lassen. Diese Bestrebungen machen sich in den wallonischen Landesteilen mehr bemerkbar als in den flandrischen. Aber die flandrischen Arbeiter sind zur Qualitätsarbeit in Grube und Fabrik weniger geeignet als die Wallonen; auch haben die Flamänder in ihren eigenen Wohngebieten Arbeitsgelegenheit genug. So bleibt den belgischen Großindustriellen und Bergwerksbesitzern nichts anderes übrig, als sich an das ausgedehnte Reservoir billiger und fügsamer Arbeitskräfte im östlichen Europa zu wenden, und schon seit Jahren werden Polen in immer größerer Anzahl in Belgien als Arbeiter verwendet. Doch legt man sich in belgischen Interessentenkreisen nicht ohne einige Besorgnis und Zweifel die Frage vor, wie lang dieses letzte Hilfsmittel noch zur Verfügung stehen werde.

Das Hauptquartier einer Räuberbande. In Chicago wurde ein Diamantenhändler in seinem Laden ermordet aufgefunden und der Laden war der meisten seiner Kostbarkeiten beraubt. Der Polizei gelang es bald, der Räuber habhaft zu wer-

den. Die Bande besteht aus einem neunköpfigen, vier Frauen und fünf Männer umfassenden Konsortium, deren Anführer Clyde Stratford, ein ehemaliger gratuierter Student der Westuniversität, in Chicago ist. Sie wurden in ihrer Wohnung erwischt. Als die Polizeibeamten in diese eindrangen, fanden sie zunächst einen elegant eingerichteten Schlafraum, der sich aber in einem unglaublich wüsten Zustand befand. Das Bett war umgestürzt, die Bilder hingen schief an den Wänden, auf dem Boden zerstreut lagen Juwelen, Photographien, Kinderkleider, Schlüsselbohrer, Waren im Werte von 150,000 Kronen, ferner Champagnerflaschen und halb gerauchte Zigarren. Der Tisch im Speisezimmer war überladen mit nur teilweise geleerten Champagner- und Whiskyflaschen; in einem Kasten fand man zwei menschliche Skelette. Außer den erwähnten Gegenständen wurden noch in der netten Wohnung 85 Pfund Dynamit, ein Bund Dietriche, sechs Repetierpistolen, fünf ungeschliffene Diamanten und Juwelen im Werte von ungefähr 200,000 Pfund gefunden. Der obenerwähnte Clyde Stratford war im Jahre 1910 zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden, war aber aus dem Gefängnis entsprungen. Eine der Frauen ist die Gattin eines Räubers, während der Mann einer andern gerade jetzt eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe verbüßt. Auch ein Mädchen namens Edna Collier, die behauptet, die Gattin Stratfords zu sein, wurde ausgehoben. Sie ist eine geprüfte Krankenpflegerin, die sich bei ihren Patienten außerordentlicher Beliebtheit erfreut hatte, und die vom Direktor der Chicago Society of Nurses, wo sie auch ausgebildet worden war, vermöge ihrer Tüchtigkeit und wegen ihres einnehmenden Außern an die feinsten Familien empfohlen worden war. Die Krankenpflegerin mißbrauchte das Vertrauen, das man ihr schenkte, zur Auskundschaftung. Die Bande wohnte in einem sehr eleganten Hause in der fashionabelsten Straße Chicagos, in dem außer ihnen noch fünf Familien, den besten Kreisen der Stadt angehörig, wohnten; sie hatten keine Ahnung von der Gefährlichkeit ihrer Nachbarschaft.

Die Wiederherstellung des Straßburger Münsters. Vor Jahresfrist zeigten sich, wie erinnerlich sein dürfte, am Straßburger Münster bedenkliche Senkungen, die sich nicht nur in verdächtigen Rissen am ersten nördlichen Pfeiler, sondern auch in Lotverschiebungen beim obersten Kapitäl des Pfeilers bis zu fünfzehn Zentimeter bemerkbar machten. Eine starke Eisenbandagierung, mit der man den beschädigten Pfeiler umgab, hatte nur den Erfolg, daß die Zunahme der Risse auf ein Minimum beschränkt wurde. Eine genauere Untersuchung des Fundaments ergab dann, wie Dombaumeister Knauth in einem Vortrage ausführte, daß dieses dringend einer Verstärkung bedarf. Schon als der Grundstein zum ersten Münsterbau gelegt wurde, bereitete das Grundwasser erhebliche Schwierigkeiten. Nach dem Brande von 1298 übernahmen dann die Erbauer des neuen viel größeren Münsters das alte Fundament und füllten das romanische Gemäuer mit gotischem Quaderwerk aus. Zu oberst liegt dann noch eine schwarze Schicht gewöhnlicher Begräbnis-erde, die nicht festgepreßt ist, sondern durch einzelne emporragende Steine die Druckübertragung des Turmes aufnimmt und dem Pfeiler keine genügende Stütze bietet. Für eine gründliche Beseitigung der Senkungsgefahr bleibt also nichts übrig als dem Pfeiler ein ganz neues Fundament zu geben. Zu diesem Zweck erhält der Pfeiler jetzt eine vollständige Eisenbekleidung, an die nach hydraulischer Druckprüfung eiserne Stützen angesetzt werden, bis die neue Untermauerung des Pfeilers mit einem Eisen-

betonfundament vollendet ist. Dann erst kann daran gedacht werden, den Schiffspfeiler zu erneuern und damit das Münster hoffentlich für Jahrhunderte hinaus vor Schädigungen zu bewahren.

Der Viehbestand Argentiniens. Die in Buenos Aires veröffentlichte amtliche Statistik über den Viehbestand in der Republik Argentinien weist für den 31. Dezember des Jahres 1911 folgende Zahlen auf: Rindvieh 108.786.168 Stück und 80.401.486 Schafe.

Die stärksten Trinker Europas. Das Volk, dem dieser „Ehrentitel“ zukommt, wohnt natürlich in Rußland. Aber es sind nicht die Russen selbst, sondern wie eine Revaler Zeitung kürzlich feststellte, die Esthen. In Esthland wird jährlich für 3 Millionen Rubel Schnaps getrunken, das macht per Person der Bevölkerung sechs Rubel (Frauen und Kinder eingerechnet.) Für die Hauptkonsumenten, die Arbeiter, allein würde es 30 Rubel per Person im Jahre ausmachen, d. h. einen vollen Monatslohn. Die Folge dieses Alkoholismus ist eine ungewöhnlich hohe Kriminalität. In Berlin werden auf je 100.000 Einwohner im Laufe von 24 Stunden 3 Personen auf die Polizei gebracht, in Paris 6, in London 13, in Petersburg 20, in Reval 22! Wenn auch einige Milderungsgründe mitsprechen mögen, so reden diese Zahlen doch deutlich genug: der esthische Arbeiter ist nach dieser Berechnung neben dem Russen der größte Trinker Europas!

Gegen die Mädchenhändler. Aus Köln wird gemeldet: Da sich in letzter Zeit die Fälle häufen, daß holländische Mädchenhändler im rheinisch-westfälischen Industriebezirk junge hübsche Mädchen durch List oder Gewalt an sich bringen, um sie nach holländischen öffentlichen Häusern zu verschleppen, erhielt die Polizeibehörde erneute Anweisung, die nach Holland fahrenden Züge schärfer zu kontrollieren.

Ein Luftschiffhafen in Leipzig. Graf Zeppelin stiftete 5000 Mark zum Bau des Leipziger Luftschiffhafens, der aus einer Luftschiffhalle für zwei Luftschiffe von der Größe der Zeppelinkreuzer und einem Flugplatz mit Fliegerschuppen bestehen wird.

Die seltsamste Sekte der Erde ist sicherlich die Amish-Sekte in Alabama und Oregon. Die Angehörigen dieser Sekte vermeiden jede Berührung mit der Kultur. Ihre Kinder dürfen keine Schulen besuchen, es werden keine Bücher gelesen, und ebenso sind die Zeitungen verbannt. Von den Dingen dieser Welt erfahren die Sektierer nur vom Hörensagen. Unter ihren religiösen Gebräuchen steht an Merkwürdigkeit die Erwählung zur Priesterschaft oben an. Tatsächlich erwählt die Gesellschaft aus ihrer Mitte alljährlich für ein Jahr Priester, und wer gewählt worden ist, geht zunächst nach Hause, schließt sich in sein Kämmerlein ein und weint bitterlich. Beim Abendmahl hat jeder seinem Nachbarn die Füße zu waschen. Ein Vertreter der amerikanischen Regierung, der jüngst im Gebiete dieser Sekte war, läßt aus seinem Berichte entnehmen, daß diese traurigen Amishleute eigentlich nur dann vergnügt sind, wenn ein Todesfall zu beklagen ist. Der Verstorbene wird, nicht etwa in einem Sarge, sondern in einer Kiste, schleunigst begraben, dann kommt die ganze Gemeinschaft im Trauerhause zusammen, und hier wird nun ein üppiger Schmaus gehalten.

Die merkwürdige Uhr. „Du, Deine Wanduhr steht ja.“ — „Ja, das ist eine stehende Hängeuhr.“ — „Nee, das ist eine hängende Standuhr.“

Höhere Gewalten.

Von Anna Gade.

Eisige Schneeschauer peitschten durchs trübe Grau des Februartages. In schauerlichen Klagelauten war schon die ganze Nacht der Sturm um Klaus zur Aues Haus gegangen, zeitweilig bis zum tobenden Orkan ausartend, und hatte die Schwerkranke noch unruhiger gemacht.

Gegen Morgen war es stiller geworden. Jetzt aber, wo fast schon um Mittag wieder die Dämmerung niedersank, machte sich erneut der Sturm auf, mit heulender Wut, so daß die mächtigen Eichen, die schützend das alte Gutshaus umstanden, sich stöhnend und ächzend bogen.

Bis an das Lager der Kranken, die man wegen der drohenden Wassergefahr auf den Boden des niedrigen Hauses gebettet, fauchte ein eisiger Atem. Angstvoll, in wirren Träumen wälzte sie sich hin und her. Verstand sie die schreckliche Melodie, die ihr der wilde Gesell seit Stunden in die Ohren gellte? Der Deich — er bricht! Das Wasser kommt! Und flüchtet ihr auch noch hoch — es stürzt euch nach — umzingelt Haus und Hof — bedroht Mensch und Tier mit seinen eisigen Fluten! Hört ihr sein Brüllen? Das Wasser kommt! Es kommt!...

Qualvolles Stöhnen drang von den fieberheißen Lippen. Das Wasser kommt! Dampf warnend grollten Schüsse in das Land. Die Kranke schien zu lauschen. Und mit ihr, bangen Herzens, das Mädchen, das einsame Wacht am Bett der Kranken hielt.

Furchtbare Stunden hatte Martina Jensen hinter sich. Inmitten all des Grauens vor den entfesselten Elementen allein mit der Schwerkranken. Ohn' alle Hilfe.

Zu gleichgültig war die junge Frau gewesen. Um einer Erkältung willen gleich den Arzt bemühen? Das tat man auf dem Lande nicht. Nun zeigte sich bereits seit gestern Mittag der furchtbare Ernst der „Mandelentzündung“. Kein Zweifel — Diphtherie! Im höchsten Grade.

Martina kannte die untrüglichen Symptome. War Diakonisse gewesen, bevor sie, die eine entfernte Verwandte der jungen Gutsherrin, im letzten Herbst zur Stütze und Gesellschaft Elisabeth zur Aues hier in das Haus gekommen.

Mit stiller Verzweiflung sah sie die rasenden Fortschritte der Injektion. Und niemand, der zum Arzt eilte, der Hilfe herbeischaffte, denn sie selber konnte unmöglich fort, die unruhige Kranke sich allein überlassen. Der langersehnte Telefonanschluß noch immer nichts als ein Wunsch. Wie abgeschnitten von der Welt das einsam gelegene Haus.

Von Stunde zu Stunde hatte sie gehofft, daß irgend jemand käme. Umsonst! Was Arme und Beine hatte, vom Gutsherrn bis zum Hütejungen, half seit Tagen und Nächten den Deich verteidigen, brachte das Vieh in Sicherheit.

Schreckliche Zeiten! Das weibliche Gesinde heimgeschickt. Schon vor drei Tagen, als ihnen der Deichvogt dringend zum Verlassen des Hauses geraten. War' man dem Räte gefolgt! Aber Elisabeth, die sich nur etwas unpäßlich gefühlt, hatte sich hartnäckig geweigert, nicht fort gewollt von Haus und Hof.

Sie stöhnte plötzlich wieder qualvoll. Die Atemnot wurde schlimmer.

Da eilte Martina von neuem an das Dachfenster. Barmherziger Gott — was nur beginnen? Noch einer solchen Nacht voll Grauen und Schrecken entgegengehen...

Verzweifelt irren ihre Gedanken. Unten im Gewehrschrank hingen die Jagdflinten. Sollte sie Not-

schüsse geben? Doch schwerlich würde es was nützen — die Kranke sich nur entsetzen.

Da — endlich! Gottlob und Dank — ein Rad! Ein Mann in Lodenjoppe und Kniestiefeln — Klaus zur Aues hohe Gestalt kam auf den Hof!

Sie stürzte ihm entgegen. Er ahnte ja noch nichts von der furchtbaren Gefahr, in der Elisabeth schwelte. Seit gestern früh war er fort. Wenn auch die Pferde weggebracht waren — er mußte Hilfe schaffen! Sofort! Sie durften keine Minute länger dem schrecklichen Gast gewähren lassen, der drohend am Lager der Kranken stand...

Mit zitternden Lippen spricht sie. Merkt kaum, daß er so ruhig bleibt. So kalt und teilnahmsvoll gegen die Not da oben.

Und plötzlich starrt sie ihn an, unglaublich — entsetzt. In seinen Augen, die unverwandt auf ihr ruhen, ist wie ein Blitz etwas aufgezuckt und wie ein Blitz verschwunden. Ein kaltes, seltsam heißes Leuchten — als sie von sterben sprach...

Da senkt sie in lähmendem Schreck den Blick — fast wie in einem vagen, dumpfen Schuldgefühl... Und wendet sich dann still. Schlaff hängen ihr die Arme. Eine Angst vor etwas Furchtbarem steht plötzlich hinter ihr. Und sie fühlt erzitternd, es ist doch nicht allein die Angst um das fliehende Leben dort oben...

Er raunt ihr dann etwas zu — es ist unmöglich, zurzeit den Arzt herbeizuholen! Wenn es sein muß — morgen früh. Sie halten ihn nicht — den Deich! Trotz allen verzweifelten Ringens. Das Eis des Stromes drängt zu furchtbar! Eine Tollkühnheit wär's daher, jetzt nochmals sich hinaus zu wagen, wo jeden Augenblick die Katastrophe eintreten kann! Nur deshalb ist er noch so schnell wie möglich heimgeeilt, ihnen beizustehen in der Gefahr...

Sie sind die Treppe hinaufgestiegen. Behutsam tritt er mit ihr an die Kranke. Doch sie erkennt ihn nicht. Dampf röchelnd liegt sie da. In schwerster Qual. Wirr klebt das fahlblonde Haar um das fieberge-dunsene Gesicht.

Und über die Kranke hinweg sucht plötzlich der Blick des Mannes die blühende Schönheit Martinas. Er zwingt sie, ihm anzusehen, und einen Moment ruhen ihre Blicke ineinander. Beschwörend, voll tiefsten Erbarmens die des Mädchens. Hilf ihr! So flehen sie.

Da zuckt es von neuem auf in seinen Augen — Ein Achselzucken dann. Unmöglich! Er darf sie und die Kranke nicht länger allein lassen...

Und ein Entschluß flammt in ihr auf — wenn er nicht geht, wird sie den Doktor holen! Kostbar sind die Minuten! Mit jeder einzelnen, die sie verstreichen lassen, werden sie zu Schuldigen.

Da fährt sie jäh zusammen, horcht voller Grauen auf....

Ein schauerlich dumpfes Krachen in der Ferne, das bis unter das Dach ihres Hauses dringt...

Zu spät! Der Deich... Sie sehen sich an — flüstern es heiser — die Katastrophe ist eingetreten!...

Sie gehen an die Bodenluke — stockenden Herzschrags... Und selbst der heulende Sturm hält seinen Atem an — dämpft seine Gewalt — es ist, als lausche auch er des ungeheuren Augenblicks.

Ein Aufruhr brandet. Letzte verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sturmglocken winseln in den Dörfern.

Die Feuerhörner tuten. Dampf rollen Alarmschüsse in das Land.

Und jetzt — entsetzlich, schaurig anzuhören — brüllt auch in Todesnöten das Vieh...

Irgendwo — nicht weit — heult plötzlich auch ein Hund auf — wie in verzweifelter Angst — und ist dann jählings still...

Erschauernd schließt Marina für einen Moment

die Augen — furchtbar ist er am Werk, der Tod, der grause.

Und über die Felder kommen sie daher in rasender Hast — jetzt auch zu ihnen — die ersten Vorboten des feindlichen Heeres — gierige Wellen. Weiß schäumend, Eisschollen mit sich führend.

Jetzt stürzen sie auf den Hof — ein Eimer, der am Brunnen stülpte, fängt lustig an zu tanzen...

Jetzt stürmen sie gegen das Haus — wie lange wird es währen, und...

Denn immer neue — unendliche — unübersehbare Fluten kommen. Wohin sie sehen dort oben — die ganze Niederung schon in wenigen Augenblicken ein einziges großes Meer.

Da läßt ein gurgelnder Laut sie jäh zusammenzucken. Die Kranke hat versucht, sich aufzurichten — wirft sich, nach Luft ringend, wie ein Fisch — weit klappt in röchelnder Angst der Mund...

Martina stützt sie — eilt dann zur Treppe: „Um Gottes willen! Zum Arzt! Sie stirbt!“...

Und ein Gedanke treibt sie — unten an der Hoftür liegt der Kahn seit Tagen angekettet!

Sie eilt die Stufen hinunter — der Mann ihr nach. Da wüßt ein heftiger Luftstoß sie fast zu Boden. Die Haustür hat dem Eis und Wasser nachgegeben — die Fensterscheiben klirren — nun stürzen sie herein — die Fluten — in wilder, grausamer Gier.

Taumelnd, bis über den Leib im eisigen Wasser wattend, hasten sie vorwärts. Der Kahn! Der Kahn!...

Sie ist voran. Da fühlt sie sich zurückgerissen. Wehrt sich. Ein Ringen ist zwischen ihnen — und sie erlahmt zuerst. Er ist der Kraftvollere. Dicht über ihren Augen leuchtet von neuem der kalte, seltsam heiße Blick, der sie erschauern läßt in dumpfer Angst...

Heiß streift sein Atem über ihr Gesicht. Zwingend, Verständnis heischend — in unverhüllter Leidenschaft sieht er sie an... Und wie in düsterer Qual...

Und sie versteht erschauernd. Und versteht ihn nicht. Er selber will also die Hilfe holen! Will sie, die Schwächere, um die er bangt — mehr als er darf — nur nicht auch noch der Gefahr da draußen mit den Elementen aussetzen...

Schon klirrt die Kette unter seinen Händen — da sieht sie in sein Gesicht — und ein erstickter Schrei irt über das Wasser hin...

Dumpf poltert ein wuchtiger Fußtritt gegen den Kahn, daß er dahinschaukelt — vom Sturm getrieben — weit — immer weiter — unerreichbar...

Die letzte Rettung für die Kranke!...

Totenblaß stehen sie einander gegenüber. Fest Auge in Auge. Und ein schreckliches Schweigen ist zwischen ihnen...

Ein furchtbares Geständnis... Beredter als glühende Wortel Von grauerregender Wucht! Wie draußen die entfesselten Fluten, die wild den Deich durchbrechen.

Er will die Rettung seines Weibes nicht! Weil er eine andere — weil er sie — Martina Jensen liebt! Die Knie wollen sie nicht tragen. Die Wucht des Augenblickes sie fast zu Boden drücken.

So furchtbar konnte heimliche Leidenschaft werden?! Zum Sünder — zum Mörder machte sie?!...

Qualvolle Vorwürfe stürzen auf sie ein. Wäre sie der Gefahr gewichen? Sie ahnte ja dumpf, daß er die Frau dort oben nie geliebt, trotzdem die Ehe eine so einwandfreie Maske trug. Sie fühlte instinktiv — er war nicht glücklich an der Seite der geistig ihm nicht ebenbürtigen Frau. Sie schenkte ihm auch keine Erben. Er nahm sie um Geld und Gut.

Hellsehend versteht sie, was sein Fatalismus denkt. Das Schicksal will, daß die da oben stirbt!

Warum sonst schickt es ihr die mörderische Krankheit?! Es will, daß er so handelt! Er muß es! Kann nicht anders! Er kennt in seiner Leidenschaft kein Gesetz, das ihm befiehlt, der Schicksalshand zu wehren. Sich selber des Lichts zu berauben, das vor ihm aufgeleuchtet...

Schlaff wendet sie sich. Die Schultern vorgebeugt, wie unter einer schweren Last. Gleitet taumelnd an der Dielenwand entlang. Ihr ist, als griffe stützend ein Arm nach ihr — hart stößt sie ihn zurück...

„Gehen Sie hinauf zu ihr! Ich will einen Augenblick noch allein sein!“ Tonlos ist ihre Stimme und doch so eigen befehlend, daß er ihr willenlos gehorcht.

Betäubt kauert sie für einen Moment sich auf die Treppenstufen nieder. Die Zähne schlagen ihr zusammen. Und doch empfindet sie kaum bewußt die eisige Kälte am Leibe.

Die Kranke da oben soll sterben! Ihr soll keine Hilfe werden — weil er, der Mann, es so will! Damit der Weg zu seinem — zu ihrer beider Glück geebnet werde!

Entsetzen schüttelt sie. Er hofft auf ihre Gegenliebe?! Womit verriet sie sich ihm?...

Verzweifelt, wie unter einer schweren Schuld senkt sie das Haupt. Wohl hat in ihrer Seele tiefsten Tiefe eine keimende Liebe gewohnt, seit sie unter diesem Dache weilte...

Aber eine Liebe, so geheim, daß nur ein Gott sie kannte! Und ohne Sündel! Denn nichts als hilfsbereitestes Erbarmen empfand sie, seit jene Frau dort oben litt.

Da ist sie auch schon wieder unten auf der Diele. Taumelt von neuem durch die eisigen Fluten. Der Wind heult noch ums Haus. Die Wellen umspülen es rings. Und wenig später tragen sie einen seltsamen Nachen mit sich fort, und auf dem Boden des großen Brühltrogs kriet sie, die aus dem nächsten Dorf den Arzt herbeiholen will — um jeden Preis — durchnäßt bis auf die Haut, mühselig mit zwei Schaufeln das Fahrzeug dirigierend.

Es ist ein Ringen in ihr mit Gott, ein inbrünstig-fanatisches. Ein wildes, verzweiflungsvolles Flehen. Die Frau da oben darf nicht sterben an dem Versäumnis! Er — Klaus zur Aue — darf kein Schuldiger werden...

Der Sturm hat aufgehört zu toben. Dunkel und sternenlos graut die Nacht.

Still ist es draußen geworden. Und still auch auf dem düstern Boden des wasserumschlossenen Hauses, darin die Kranke gelitten.

Beängstigend still...

Ein Pionierboot hat den Arzt mit Martina herangebracht. Er hat noch versucht, was möglich war. Umsonst! Bedauernd tritt der Arzt zurück und drückt dem Mann am Bett der steif und reglos liegenden Frau voll Teilnahme die Hand.

Ein tragisches Verhängnis! Nur eine Viertelstunde eher die Tracheotomie — und es wäre vielleicht noch Hoffnung gewesen...

Noch ein paar gutgemeinte Worte sprach der Herr im Bisampelz. Furchtbare Zeiten! Kummer und Leid fast Haus bei Haus.

Auch er, der junge Witwer, mußte sich in seinem herben Verlust zu trösten suchen. Mit dem Gedanken beruhigen, daß man getan, was man konnte! Daß die zu spät gekommene Hilfe nicht menschliche Schuld gewesen. Vielmehr eine Konsequenz von elementaren Hindernissen. Von force majeure, gegen die man, bei aller Aufopferungswilligkeit, zu guter Letzt doch machtlos blieb.

Da war's, als ob ein Stöhnen den düsteren Raum durchirrte, und Klaus zur Aues Augen waren bis zu dem fernen Winkel geglitten, wo eine dunkle

Mädchengestalt reglos durchs Fenster sah — hinaus in die sinkende Nacht . . .

Nein — sie, die die Kranke umsorgt, ihr Leben selbstlos aufs Spiel setzte, trug keine Schuld! Sie nicht — es waren . . .

Die Stimme hatte plötzlich einen brüchigen Klang gehabt und der Dorfarzt ernst vollendet:

„Es waren höhere Gewalten!“

Wie Napoleon 1812 die grosse Armee verliess.

Am 5. Dezember war es hundert Jahre her, daß Napoleon seine in Rußland vernichtete Armee verließ, um unter größter Gefahr und in forciertester unterbrochener Reise nach Paris zu eilen. Man hat ihm, namentlich vom Standpunkt des Soldaten aus, dieses Verlassen der Armee sehr zum Vorwurf gemacht; mit Unrecht aber, denn der Platz des Kaisers war nicht mehr der des Obergenerals an der Spitze eines aufgelösten Heeres, sondern sein Platz war im Herzen seines Reiches, in Paris. In seinem ausgezeichneten Buche: „Napoleons Untergang 1812“ (Verlag Robert Lutz, Stuttgart) hat F. M. Kirchheim den Bericht eines Reisegefährten Napoleons, des Grafen Wonsowicz, verwandt, der den gefährvollsten Teil der Reise, durch die russischen Truppen hindurch, sehr anschaulich miterleben läßt.

Die Abreise fand um 8 Uhr abends statt. Der Reisezug bestand aus drei Wagen und einem Schlitten. Im ersten Wagen saßen der Kaiser und der General Caulaincourt, Herzog von Vicenza; auf dem Bocke saß der Mameluck Roustan. Im zweiten hatten der Palastmarschall Duroc und der Graf von Lobau (General Mouton), im dritten der Generalleutnant Graf Lefebvre-Desnouettes Platz genommen; ein Kammerdiener und zwei Lakaien saßen auf dem Bocke. Im Schlitten endlich ließ der Kaiser den Oberst Grafen Wonsowicz und einen Piqueur, namens Amodru, fahren. Eine vom General Lefebvre-Desnouettes unter den kriegstüchtigsten und bestausgerüsteten reitenden Gardejägern ausgewählte Abteilung von 30 Mann diente als Eskorte.

Der Schlitten eröffnete den Zug, und da er leichter vorwärts kam als die Wagen, erreichte er die erste Station, Oszmiana, eine Stunde früher als diese. Da erst begriff man ganz, wie gefährlich es war, der Armee vorauszuweichen. Als der Graf Wonsowicz gegen Mitternacht in Oszmiana anlangte, war er sehr erstaunt, den Kommandanten der Stadt an der Spitze der Garnisonstruppen zu finden. Ein Bataillon stand unter Waffen, denn man war darauf gefaßt, nach einem vor wenigen Stunden abgewiesenen russischen Ueberfall erneut angegriffen zu werden. Außerdem sah man neben der Infanterie noch drei Schwadronen Lanzenreiter.

Der Kommandant war äußerst erstaunt, als er erfuhr, daß der Kaiser die Absicht habe, der Armee vorauszuweichen. Er meinte, die unserem Heere vorausmarschierenden Feinde würden von Tag zu Tag zahlreicher.

Diese Nachrichten flößten einige Besorgnis ein, und man erwartete den Kaiser mit Ungeduld. Man vermutete, er werde einen Tag in Oszmiana bleiben, bedachte aber auch gleichzeitig, daß, wenn er erst am nächsten Tage seine Reise fortsetzte, er vor sich bereits von seiner Reise unterrichtete russische Heeresabteilungen finden werde. Ein solches Geheimnis konnte in der Tat nicht lange bewahrt bleiben.

Während man so über die Zufälle dieses gefährvollen Unternehmens unterhandelte, langte der Kai-

ser an. Er schlief ganz fest in seinem Wagen. Graf Wonsowicz weckte ihn und teilte ihm das soeben Vernommene mit. Der Kaiser beunruhigte sich kaum; er hatte im voraus alle Gefahren in Betracht gezogen und setzte sich ihnen freiwillig aus. Er fragte sogleich, ob er eine Kavallerieeskorte haben könne, und man meldete ihm, daß er 270 Lanzenreiter vorfände.

„Sehr gut!“ sagte er und verließ seinen Wagen, um mit dem Stadtkommandanten zu sprechen.

Napoleon verlangte seine Karte von Litauen und prüfte sie aufmerksam. Alle seine Generale rieten ihm, sich nicht einer so augenscheinlichen Gefahr auszusetzen; einige flehten ihn sogar an, doch wenigstens bis zum Morgen zu warten. Er aber warf alle diese Vorschläge. Sieh am lichten Tage auf den Weg zu machen, schien ihm das Gefährlichste von allem. Kurz und gut, er zog keine der ihm gemachten Bemerkungen in Betracht. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er zu seinem Ordonnanzoffizier Wonsowicz:

„Sind die polnischen Lanzenreiter bereit?“

„Ja, Sire! Sie waren bereits alle vor unserer Ankunft da.“

„Sie sollen aufsitzen. Die Eskorte muß um die Wagen herum verteilt werden. Wir brechen sofort auf; die Nacht ist dunkel genug, daß wir von den Russen nicht bemerkt werden. Uebrigens muß man stets auf sein Glück zählen, sonst kommt man niemals zu etwas.“

Darauf fragte er, während man anschnürte, wieviele von seinen polnischen Gardelanzentruppen ihn begleiten würden.

„Wir sind hundert,“ erwiderte der sie befehligende Offizier, und die Gegenwart dieser Elitetruppe beruhigte den Kaiser vollkommen.

„Gut,“ sagte er, „wenn wir angegriffen werden, wissen wir uns zu verteidigen, denn die Polen sind tapfer!“ Und entschlossen stieg er in seinen Wagen.

Ehe er jedoch das Zeichen zur Abfahrt gab, rief er noch einmal den Grafen Wonsowicz zu sich, nahm aus seinem Wagen ein Paar Pistolen und übergab sie ihm mit dem Befehl, mit dem General Lefebvre-Desnouettes auf dem Bocke Platz zu nehmen. Lefebvres Mut war ihm durch zahlreiche Waffentaten bekannt. Der Mameluck Roustan bestieg einen Schlitten, der unmittelbar hinter dem Wagen des Kaisers fuhr, und der Oberst Stoikowski, der Kommandeur der Eskorte, erhielt den Befehl, sich immer am Wagenschlag zu halten.

Hier die ewig berühmten Worte, die der Kaiser, nachdem alles bereit war, an seine Umgebung richtete:

„Ich zähle auf euch alle! Vorwärts! Beobachten Sie aufmerksam rechts und links die Straße.“

Dann wandte er sich an die ergebenen und furchtlosen Männer, denen er seine Pistolen übergeben hatte und sagte:

„Im Falle ich mich in wirklicher Gefahr befinde, so töten Sie mich lieber, als daß Sie mich den Feinden überlassen.“

Darauf erwiderte der Graf Wonsowicz, welcher von einem solchen Befehl, dem man nur in barbarischer Vorzeit gehorcht hätte, tief gerührt war:

„Erlauben Eure Majestät, daß ich unseren Polen das eben Gehörte übersetze?“

„Ja, lassen Sie sie wissen, was ich gesagt habe.“

Seine Worte wurden also in polnischer Sprache wiederholt, und die Lanzenreiter riefen einstimmig: „Lieber lassen wir uns niederhauen, als daß wir leiden, daß sich Ihnen jemand nähert.“

Und unter diesen begeisterten und ergebenen Ruf setzte sich der Zug in Marsch.

Es war am 6. Dezember um 2 Uhr morgens zu

einer Jahreszeit, in der die Nächte 17 Stunden währen, als Napoleon sich solchen Gefahren aussetzte. Der Nebel, auf den man gerechnet hatte, war nicht überall so dicht, wie man gehofft. Sobald man Oszmiana hinter sich hatte, konnte man sich durch die zahlreichen Biwakfeuer, die unregelmäßig am Horizont aufleuchteten, überzeugen, daß man durch feindliche Lager mußte. Die russischen Truppen, welche Oszmiana gestern angegriffen, hatten sich nicht weit davon zurückgezogen. Besonders links von der Landstraße hatten ihre Massen Halt gemacht.

Im Kriege ist gewöhnlich der Tagesanbruch der Augenblick verdoppelter Wachsamkeit. Die Wachen wenden größere Aufmerksamkeit an, die weit vorgeschobenen Vedetten horchen auf das geringste Geräusch. Die tätigesten Vorgesetzten erheben sich, begeben sich nach der Richtung, woher der Feind kommen könnte, und beobachteten das erste Dämmern des Morgens. . . . Während jener grauenvollen, unendlichen Nächte dieser kalten Gegenden aber erschöpft die gleichförmige Wachsamkeit selbst die müdigsten Anstrengungen. Die unermüdlichste Aufmerksamkeit, die energischste Festigkeit werden dadurch schlaff.

Der Kaiser tat also recht, trotz der gegenteiligen Ansicht seines Generalstabes, sofort abzureisen und die Nacht zum Aufbruch von Oszmiana zu wählen. Bereits am zweiten Marschtag gaben die Ereignisse diesem scheinbaren Uebermaß von Kühnheit gewonnenes Spiel. Wie man später erfuhr, wurde die Stadt, wie der Kommandant vorausgesehen hatte, von neuem mit Tagesanbruch angegriffen.

Als der Kaiser Oszmiana nach einer Stunde Aufenthalt verließ, war der Himmel bewölkt, aber das weiße, die Ebene bedeckende Schneetuch verbreitete genug Helligkeit, daß die Wagen und die ihnen folgenden 100 Reiter sich nicht aus den Augen verloren. So gelang es dieser Eskorte, immer hinter einander und in derselben Richtung ihren Weg fortzusetzen. Der schweigende Zug vermochte die Stimmen der feindlichen Wachen zu hören und die von weitem schimmernden Biwakfeuer zu erkennen, während die schwarze Linie der auf dem Marsch befindlichen Truppe sich nicht deutlich genug abzeichnete, um von den Kosaken, die als Vedetten aufgestellt waren oder in Patrouillen herumstreiften, genau erkannt zu werden, wenn sie überhaupt etwas sahen.

Wäre der Himmel klar und sternbesät gewesen, wie in den vorhergehenden Nächten, so würde der Zug zweifellos angegriffen worden sein. Wenn hingegen der russische Himmel eines seiner so gefürchteten und zu jener Jahreszeit so häufigen Schneegestöber hätte herabfallen lassen, so wären die Wagen und die Eskorte unfehlbar vom Wege abgekommen und zerstreut worden. Es vereinigten sich also alle Glückszufälle, um des Kaisers Reise zu beschützen.

Die seit einigen Tagen heftig auftretende Kälte war den Reisenden weniger nachteilig als ihren Feinden. Freilich konnten die polnischen Lanzenreiter nicht alle demjenigen folgen, dem sie ihr Leben angeboten hatten. Für eine große Anzahl von ihnen war dieses edle Opfer leider bereits vollbracht. Einige Stunden hinter Oszmiana schon war ihre Zahl auf fünfzig zusammengeschmolzen. Als Entschädigung aber hielt diese mörderische Kälte, welche die Pferde zu Boden warf und die Reiter ohne alle Möglichkeit von Hilfe auf der Landstraße zurückließ, unsere Feinde an ihren Feuern und im Schutze der die Ebene umgebenden Wälder zurück. Denn es bedarf eines großen Entschlusses, um sich von diesen schützenden Zufluchtsorten loszureißen, einer

seltenen Kühnheit, um im Schnee und in der Nacht einen von einer Eskorte gefolgten Zug anzugreifen, dessen Stärke man nicht kennt.

Die beiden energischen Männer, die ihr Herrscher auf dem Bocke seines Wagens hatte Platz nehmen lassen, wachten; die Pistole in der Hand, aufmerksam an den gefährlichsten Stellen, während nicht weit von ihnen die ebenso wie ihre Gegner erschöpften Kosaken in ihren Pelzen schliefen oder inmitten des Nebels und der Finsternis unentschlossen blieben.

In jener Nacht des 6. Dezember fielen viele der Reiter, welche die Eskorte von einer Poststation zur anderen bildeten, ihrer Ergebenheit zum Opfer. Als man mit Tagesanbruch Rowopol erreichte, waren es nur noch sechsunddreißig! . . .

In der Abteilung der neapolitanischen berittenen Garde, welche die polnischen Lanzenreiter auf der nächsten Station ersetzte, hatte der sie befehligende Herzog von Roeca-Romana die Hände erfroren: das Thermometer war bis auf 28 Grad Réaumur gefallen!

Das war, nach einem wahrheitsgetreuen Bericht, jene erste und furchtbare Nacht einer so verschiedenen beurteilten Reise!

Allerlei Interessantes.

Ein Rekordjahr des Schiffsbaues. Aus London wird berichtet: Nach den jetzt vorliegenden genauen Ziffern hat der englische Schiffsbau im Jahre 1912 einen neuen Weltrekord aufgestellt und Zahlen erreicht, wie sie selbst in England bislang noch nie gesehen worden waren. Am 31. Dezember 1912 waren auf britischen Werften im Bau: 542 Handelsschiffe mit einem Bruttotonnagehalt von 1.970.065 Tons und 84 Kriegsschiffe mit 496.875 Bruttotons. Von den Handelsschiffen werden 369 Fahrzeuge mit nahezu 1.400.000 Bruttotons für britische Reehnung gebaut, von den Kriegsschiffen 72 Fahrzeuge mit 379.225 Tons für die englische Marine. Im Vergleich mit dem Vorjahr übertrifft der Tonnagehalt der im Bau stehenden Handelsschiffe den von 1911 um nicht weniger als 451.000 Tons. Der neue gewaltige Aufschwung der englischen Schiffsbauindustrie setzte ungefähr im Juni 1909 ein; damals erreichte der Tonnagehalt sämtlicher auf britischen Werften in Arbeit befindlichen Schiffe insgesamt nur 750.000 Tons. Ein Vergleich mit dem Schiffsbau aller nicht englischen Nationen ergibt, daß am 31. Dezember 1912 auf allen nicht englischen Werften nur 463 Schiffe mit 1.368.671 Bruttotons, die Kriegsschiffe nicht mitgezählt, im Bau waren. England Schiffsbau überragt am Jahresschlusse den der ganzen übrigen Welt also um über 600.000 Bruttotons. In der Reihe der übrigen schiffsbauenden Nationen steht Deutschland am 31. Dezember mit 542.519 Tons an erster Stelle. Die Vereinigten Staaten folgen mit 236.185 Tons, Frankreich mit 175.588 und an vierter Stelle Holland mit 114.811 Tons. Alle übrigen Länder bleiben unter 100.000 Tons, an ihrer Spitze steht Oesterreich-Ungarn mit 73.250 Tons.

Ein schweres Verbrechen ist in Bramfeld in der Nähe von Hamburg entdeckt worden. Am Ufer des dortigen Sees wurde der Unterleib und der Brustkorb eines Mannes aufgefunden. Durch ärztliche Untersuchung wurde festgestellt, daß der Körper mit einer Säge zerlegt worden war. Am Ufer wurde ausserdem in den Aesten eines Baumes ein blutgetränkter Rucksack gefunden, der offenbar zur Beförderung der Leichenteile gedient hat. Die Nachforschungen in dieser Angelegenheit sind bisher ohne Ergebnis geblieben.

Heilung eines angeschossenen Herzens. Die Fälle, in denen ein verwundetes Herz durch einen chirurgischen Eingriff geheilt worden ist, haben sich in den letzten Jahren in erfreulichem Grade gemehrt. Meist hat es sich dabei um Stiche entweder mit Nadeln oder mit Messern gehandelt. Jetzt aber berichtet Dr. Tedesco in der Wiener Klinischen Wochenschrift über den erstaunlichen Erfolg, den er bei der Behandlung einer durch ein Geschöß verursachten Herzenswunde erzielt hat. Der Arzt, der seit zwei Jahren in einer brasilianischen Stadt tätig ist, wurde eines Tages in großer Eile zu einem jungen Burschen gerufen, der durch das Losgehen einer Schußwaffe in der linken Brust verletzt worden war und sich augenscheinlich im Zustande höchster Lebensgefahr befand. Das Bewußtsein war gänzlich geschwunden, fast der ganze Körper kalt und mit großen Schweißtropfen bedeckt. Die Schußwunde war entsprechend dem geringen Kaliber der Waffe von nur sechs Millimetern sehr klein und gab nur in Abständen einzelne Blutstropfen von sich. Während die Atmung noch wenig beeinträchtigt war, konnte der Puls überhaupt nicht mehr gefühlt werden, weder am Handgelenk, noch in der Herzgegend. Da der Befund auf eine starke innere Blutung schließen ließ, mußte möglichst schnell zur Operation geschritten werden, die sich aber geraume Zeit verzögerte. Noch bedenklicher war die Lage mit dem Beginn der Betäubung. Nunmehr hörte nicht nur auch die Atmung völlig auf, sondern es trat eine so starke Verfärbung des Gesichts ein, daß die Erhaltung des Lebens kaum noch erhofft werden konnte. Dennoch wurde durch künstliche Atmung und durch Massage der Herzgegend die Atmung wieder hergestellt. Es stellte sich nun heraus, daß dem Herzen durch das Geschöß eine Verletzung beigebracht war, die mit einem seidenen Faden verschlossen wurde. Schon am Tage nach der Operation besserte sich das Befinden des Kranken und es trat eine völlige Heilung ein, obgleich sogar eine Eiterung der Operationswunde nicht vermieden werden konnte.

Die Entstehung des Petroleums. Schon lange weiß man, daß das Erdöl sich aus pflanzlichen oder tierischen Organismen gebildet haben müsse, aber erst in neuester Zeit konnten für diese Annahme sichere Stützen gefunden werden. Hiernach verdankt das Erdöl seine Entstehung den wachs- und harzartigen Stoffen, die in einer frühen Vorzeit der Erde von niedrigen Organismen der Pflanzenwelt in großer Menge gebildet wurden. In Verbindung mit diesen pflanzlichen Organismen spielte auch noch das Fett der reichen Pflanzen- und Tierwelt jener Zeit eine wichtige Rolle. Dieses Rohmaterial wurde infolge geologischer Veränderung mit der Zeit von wasserundurchlässigen Ton-schichten überdeckt und machte unter dem gewaltigen Druck dieser Ueberlagerung eine langsame Umwandlung in Erdöl durch. Das flüssige Erdöl sammelte sich alsdann unter den nach oben luftdicht abschließenden Tondecken in mit Sand ausgefüllten Hohlräumen dieser Schichten an und blieb so bis auf unsere Tage erhalten. Derartige ölführende Schichten konnten sich wie die Kohlen zu allen Zeiten der Erdgeschichte gebildet haben. Die wachsbildenden Pflanzen können, wie wir in der Jugendschrift „Mußstunden“ (Stuttgart) lesen, zum größten Teil nur den Algen angehörende Organismen gewesen sein. Wir hätten also das Erdöl nur in Gegenden zu erwarten, die früher einmal eine von hohen Ufern umschlossene Meeresbucht dargestellt haben, in der diese Algen durch viele Jahrtausende hindurch ungestört fortwuchern konnten. Sehen wir uns die hauptsächlichsten Oelfundge-

biete auf diese Vorbedingungen hin genauer an, so finden wir sie tatsächlich in der Nähe von Gebirgen, die einstinals Meeresbuchten eingeschlossen haben. Das gilt sowohl von den ergiebigen Oelfeldern Pennsylvaniens, des Kaukasus und der Karpathen, als auch von den wenigen Lagern im Unterelsaß, in den Alpen und im Harzgebirge. Ja man hat sogar im Vertrauen auf die Richtigkeit der hier geschilderten Annahme in zahlreichen ähnlich gear-teten Gegenden unseres Erdballs Bohrungen unter-nommen und auch wirklich an solchen Stellen das Vorkommen von Erdöl festzustellen vermocht.

Ein Jungfrauen-Klub. Ein Jungfrauen-Klub mit materiellen Hintergedanken ist kürzlich in Chicago begründet worden. Dieser eigenartige Klub zeigt, was den amerikanischen Mädchen von heute für Ideale vorschweben, wenn sie eine Ehe eingehen. Ein jedes Mädchen kann dem Klub als Mit-glied beitreten, wenn es die folgenden Bedingungen vorschreibt: Kein Mitglied darf heiraten, wenn der Vorstand des Klubs nicht voll davon überzeugt ist, daß das Einkommen der zu gründenden Familie nicht geringer als 20.000 Mark im Jahr ist, und daß der Frau keine unnötigen Einschränkungen gemacht werden. „20.000 Mark,“ so sagte die Begründerin des Verenis, ein Fräulein Falke, „ist die Trennungs-linie zwischen Karriere und Lebensunterhalt. Ameri-kanische Mädchen wollen Karriere machen. Den Lebensunterhalt können sie sich selbst verdienen. Es gibt Tausende von Männern in Chicago, die 20.000 Mark verdienen. In den veralteten Ansichten über die Ideale einer Ehe liegt kein Sinn. Natürlich ver-lieben wir uns alle einmal, aber das geht vorüber. Aber kein Mädchen sollte heiraten, eben weil sie unvorbereitet ist. Und kein Mädchen sollte allein für Brot und Butter und ein Heim heiraten.“

Bankrott einer Theaterkritik. Eine etwas eigentümliche Auffassung bestätigt das „Meis-sener Tageblatt“, das jüngst folgende Erklärung ver-öffentlichte: „Da augenblicklich wieder einmal die Erfahrung beweist, daß auch die günstigsten Thea-terkritiken den Theaterbesuch nicht zu heben im-stande sind, und da andererseits die Direktion des Stadttheaters überzeugt ist, daß ungünstige Bespre- chungen ihr Geschäft schädigen, so haben wir ihr den Rat gegeben, zunächst den Versuch zu machen, ohne Theaterkritik auszukommen. Die Direktion des Stadttheaters ist auf diesen gut gemeinten Vorschlag eingegangen, und wir wünschen ihr aufrichtig den besten Erfolg und volle Häuser.“

Die Wiedergeburt der Bartkoteletten. Wenn die Zeichen nicht trügen, bahnt die Rück-kehr zur Biedermeiertracht, die sich in der engli-schen Herrenmode bereits so offensichtlich kündigt, auch den Bartkoteletten wieder den Weg zur Mode. Jedenfalls sind die Tage der bartlosen Mode gezählt. Das ist wenigstens die einstimmige Meinung der tonangebenden Londoner Friseure, die schon für die-diesen Winter die Renaissance des Bartschnittes aus der Zeit der Brummels und Grafen d'Orsays vorher-sagen. Schon heute wagen sich in London einige tapfee junger Leute ans Licht der Oeffentlichkeit, deren Wangen schüchterne Ansätze zum Koteletten-bart zeigen, wenn dieser vorerst freilich noch we-nig über das Ohrläppchen herabsteigt; aber es un-terliegt keinem Zweifel, daß er seinen Weg nach unten finden und sich allmählich zum dichten und seidig wallenden Backenbarte auswachsen wird.

Die beleidigte Madame Steinheil. In einem Buch „Weib und Verbrechen“, das H. L. Adam bei dem Londoner Verleger Werner Laurie herausgegeben hat, wird Margarete Steinheil be-schuldigt, an der Ermordung ihres Mannes betei-ligt gewesen zu sein. Frau Steinheil, die ganz zu-

rückgezogen in Surrey wohnt, hatte gegen den Herausgeber und den Verleger des Buches die Beleidigungsklage angestrengt, die vor Gericht zu einem schnellen Abschluß gebracht wurde. Die Angeklagten, die die Unrichtigkeit der in dem Buch vorgebrachten Anschuldigungen erkannten, haben sich vor Gericht bereit erklärt, an Frau Steinheil eine Entschädigungssumme zu zahlen, deren Betrag öffentlich nicht genannt wird, die aber sehr hoch sein soll. Der Gerichtssaal war bis auf den letzten Platz mit einem eleganten Publikum gefüllt, das jedoch nicht auf seine Rechnung kam. Madame Steinheil hatte drei Advokaten, darunter den Unionistenführer im Unterhaus F. E. Smith, mit ihrer Vertretung beauftragt.

Ueber Paris als Lichtstadt

plaudert Dr. Brüning im „Hammer“ sehr anschaulich. In dem lesenswerten Aufsatz heißt es u. a.:

Der Zug rollt in den Nordbahnhof hinein. Hilf, Himmel! Ist das die Vorhalle der Zauberstadt? Diese düstere Seheune von Eisensparren und bröckligem Mörtel? Nach den Berliner und Kölner oder gar Frankfurter Bahnhöfen wirkt der Anblick des Gare du Nord fast abstoßend. Schmutz, Ruß, Steinkohlen und Kehrlichthaufen, schmutzige Blumenmänner, über dem Ganzen eine gewisse düstere Niedergeschlagenheit. Draußen ist es noch schmutziger. Ein magerer Gaul, der nur noch von der Peitsche lebt, zieht meine Droschke. Sie ist so eng, daß ich mit meinem Gegenüber mit den Knien karamboliere.

Diese Pariser Vehikel überhaupt! Mögen es Droschken, Omnibusse oder die Wagen der elektrischen Straßenbahn sein: Alle sind unansehnlich, düster und schmutzig. Im Winter sollte man sie nur mit russischen Gummischuhen oder in langen Stiefeln betreten. Dann schadet es wenigstens nicht allzuviel, wenn einem die Fußspitzen bespuckt werden. Denn das Spucken ist in dieser Stadt des eleganten Geschmackes ein unantastbares Vorrecht. Wer sich darüber beschwert, gilt als preußischer Barbar.

Die Schmutzerei scheint überhaupt ein Pariser Privileg zu sein. Alles wird auf die Straße geworfen, besonders Papiere und Zeitungen, und am Abend wadet man, bei Regenwetter, in einem förmlichen Sumpfmeer von Papierfetzen. Sogar auf den Boulevards. Sind das wirklich die Boulevards, die vielgerühmten, die als großstädtisches Paradies gepriesen werden? Zum größten Teil sind sie wahrlich davon gerade das Gegenteil.

Auch in den Bäumen hängt dieses abscheuliche Papier, das Trottoir ist mangelhaft und auch so schmutzig, daß manche Damen die Röcke bis zum Knie aufnehmen. Teils vielleicht auch aus anderen Gründen. Nötig wärs zwar nicht, denn viel Verlockendes ist da nicht zu sehen. Degeneriertes Beinwerk. Es liegt wohl nicht bloß an einer gewissen Moral, daß die Statistik betreffend Bevölkerungszunahme in Paris und überhaupt im ganzen Seine-Departement, obwohl es das am stärksten bevölkerte ist, noch trostloser ausfällt, als in den anderen französischen Städten und Departements. Ohne die Bretagne und Normandie und ein paar andere „rückständige“ Gegenden gäbe es ja in Frankreich überhaupt keinen Bevölkerungszuwachs mehr.

Ein Lichtpunkt ist dieser Zustand im französischen Staate auch wahrlich nicht. Die Zahl der ehelichen Geburten ist in Paris um 40 Prozent geringer als in Berlin, dagegen übersteigt die Zahl der unehelichen Geburten in Paris die in Berlin um 65 Prozent!

Das sind traurige Merkmale einer überlebten und verrotteten Kultur, die nur darauf ausgeht, der Sinnlichkeit zu fröhnen. Kein Wunder, daß manchen tiefer blickenden Franzosen eine Ahnung von jener verborgenen furchtbaren Macht überkommt, die die Scham zu töten, den Mut zu lähmen und den Willen zu entnerven vermag. Umsonst hat Zola den Angstschrei „Fécondité“ ausgestoßen.

Paris ist ein ermüdetes, unfruchtbares Ungeheuer, das nur noch die perverse Lust kennt und die Kraft hat, gegen sich selbst zu wüten. Man sehe diese Mädchen- und Frauenwelt in den Riesens-Kaufhäusern, Theatern, Opern, Tanzsälen und im Gewoge des Straßenlebens. Toiletten und Amüsement sind ihr einziges Streben, nicht bei allen, aber doch bei den meisten. Die Koketterie und die Koketterie gehen da Hand in Hand. „Chic“ ist alles. Jawohl! Aber dieser Geschmack in der Kleidung ist weder vernünftig noch gesund und er ist nur deshalb so raffiniert, weil er ihre Trägerinnen befähigt, sich Reize zuzulegen, wo sie fehlen.

Im allgemeinen ein dürftiges Geschlecht, diese autochthonen Töchter Lutetias; und die Männer sind ihnen ähnlich. Deshalb blüht auch bei ihnen die Mode bis zur Affen-Narrheit. Einer immer wie der andere. Bald ist es tipp-topp, mit einem Stock von Malakka-Rohr mit Goldknopf in's Theater zu gehen: alles trägt den Stock; bald, sich à la Napoleon zu frisieren: alles trägt die Napoleons-Locke; bald ist es Mode, ein seidenes Tuch von einer bestimmten Farbe aus der Smoking-Tasche heraushängen zu lassen: alles läßt es hängen!

Die Pariser tragen auch Schnürleibchen und ganz feine Herren lassen sich sogar in Saffian binden. Daß derartige Vertreter der männlichen Spezies dem Kokottentum die größte Tolcranzen, ja eine ausgesuchte Galanterie entgegenbringen, ist nicht verwunderlich. Aber nur die frivole Oberflächlichkeit kann diese gallische Galanterie als Lichtseite des Pariser Lebens auffassen. Sie ist vielmehr eine sehr böse Dekadenz-Erscheinung. Solange ein Volk gesund ist, bringt es dem käuflichen Sexualdienst Verachtung entgegen.

Humoristisches.

Durch die Blume. „Also du bist mit dem Lehrling, den ich dir empfohlen habe, nicht zufrieden? Was gefällt dir denn nicht an ihm?“ — „Sein Deutsch!“ — „Sein Deutsch? Wieso denn?“ — „Er verwechselt mein und dein!“

Verkehrte Welt. Mutter: „Gleich stehst du von der Erde auf, Fritzchen!“ — Fritz: „Nein, Mama, zuerst muß ich einen Apfel bekommen.“ — Mutter: „Nein, du bekommst keinen Apfel.“ — Fritz: „Dann steh' ich nicht auf — ich will dir deinen Eigensinn schon abgewöhnen!“

Er kannte sich aus. Ein Junge kommt atemlos auf die Polizeiwaache gerannt: „Schicken Sie rasch einen Polizisten nach unserem Haus und alarmieren Sie auch gleichzeitig eine Ambulanz.“ — „Wozu eine Ambulanz?“ — „Meine Mutter hat die Frau erwischt, die unsere Wäsche von der Leine gestohlen hat.“

Unsicherer Zustand. Karlchen (aus dem Fenster blickend): „Mama, da kommt Papa!“ — Mama: „Auf welcher Seite der Straße, mein Kind?“ — Karlchen: „Auf beiden, Mama!“

Vorsicht. Hausfrau: „Karoline, heute müssen Sie auch auf den obersten Borden und oben auf den Schränken gut Staub wischen — die lange Frau Pettersson kommt nämlich zu Besuch.“

Epigramme.

Zwei Dichter.

Der eine dichtet aus Schmerzen.
Der and're tut's aus Pläsier.
Der eine lebt in den Herzen,
Der andere — auf dem Papier.

* * *

Tränen.

Tränen im Menschenauge
Sind eine scharfe Lauge,
Putzen blank die Fensterlein
Für den künftigen Sonnenschein.

* * *

Geistesrecken.

Geistesrecken
Haben Kanten und Ecken.
Weil sie dagegen rannten.
Schimpfen die Dilettanten.

* * *

Die Welt.

Wäre nicht diese ganze Welt.
Wie sie Gott dahingestellt
Mit ihren Wundern und Fragen,
Wie könnten wir sie ertragen?

* * *

Moderne Ehen.

Ein freundlich Sichverstehen
Und Miteinandergehen,
Sich lieben bis zum Tode,
Das gab's früher —
Jetzt ist es nicht mehr Mode.

Für Haus und Küche

Rote Rüben. Kleine, runde, recht dunkelrote Rüben (große findet man oft holzig oder von fahler Farbe). Man wäscht sie sauber ab, entfernt die Blätter kurz an der Wurzel, ohne in die Rüben einzuschneiden, da sonst der Saft ausläuft, setzt sie mit kaltem Wasser bedeckt auf und kocht sie 2½—3 Stunden weich und gar. Man schält die Rüben sauber ab, schneidet drei Suppenteller voll in Scheiben, packt sie mit gereinigten Meerrettichstücken und etwas Kümmel betreut in einen irdenen Topf und legt obenauf einige Stücke getrockneten weissen Ingwer. Unterdessen hat man 1 Quart Weinessig mit ½ Pfund Zucker aufgekocht, läßt dies erkalten, rührt zwei Eßlöffel Maggis Würze darunter und gießt dies über die roten Rüben. Der Zusatz von Maggis Würze erhöht den Wohlgeschmack ganz überraschend, mildet die Essigschärfe und macht die Rüben verdaulicher. Der Topf wird mit Pergamentpapier zugebunden und an einem kalten Orte aufbewahrt.

Kartoffelgemüse. Geschälte Kartoffeln läßt man einmal überkochen. Nun formt man Klöße von gehacktem Schweinefleisch, Pfeffer, Salz und geriebener Semmel. In zerlassener Butter werden diese nebst feingehackter Zwiebel und einigen Körnern Gewürz geschwitz. Nun werden die in Scheiben geschnittenen Kartoffeln hineingetan und soviel Wasser aufgefüllt, wie nötig ist. Dies läßt man zusammen weich kochen, doch ohne daß es zerfällt.

Gekochte Kalbszungen mit Rosinensauce. Drei Kalbszungen reibt man mit Salz ab, spült sie gut und setzt sie mit Wasser bedeckt aufs Feuer, schäumt sie ab, salzt sie und kocht die Zungen weich. Dann legt man sie kurze Zeit in kaltes Wasser und zieht die Haut ab. Inzwischen bereitet man aus braunem Buttermehl und einem Teil der Zungenbrühe eine gebundene Sauce, gibt wenig Zi-

tronenschale und etwas Zitronensaft, etwa 5 Unzen vorher gut gewaschene und in etwas Wasser aufgequollene Rosinen, zehn Stück geschälte, stiftlich geschnittene süße Mandeln, etwas Pfeffer und eine Prise Zucker, einen Eßlöffel Rotwein und einen Teelöffel voll Johannisbeergelee hinzu und kocht die Sauce langsam durch. Die dreimal der Länge nach durchgeteilten Kalbszungen werden in der Sauce erhitzt und mit Salzkartoffeln aufgetragen.

Fischpudding. Ein schöner, vorgerichteter Schellfisch wird in Salzwasser mit allerlei Wurzelwerk gargekocht, abtropfen gelassen und dann sofort aus Haut und Gräten gelöst und in kleine Stücke zerlegt. Inzwischen macht man 7 Unzen ganz kleingebrochene Makkaroni in Salzwasser gar, aber nicht so weich kochen, daß sie ihre Form verlieren, und dann zum Abtropfen auf ein Sieb schütten. Etwa 1½ Unze Butter rührt man schaumig, gibt 3 Eigelb, 3½ Unzen geriebenen Parmesankäse, die abgetropften Makkaroni, Salz, Pfeffer, die Fleischstückchen und ungefähr 1 Unze weiße Semmelkrumen hinzu und zieht zuletzt den Schnee der 3 Eiweiß durch die Masse. Sie wird in eine gut vorgerichtete Puddingform gefüllt, eine knappe Stunde im Wasserbade gekocht, gestürzt und mit Kapernsauce gereicht.

Humoristisches.

Der Grund. Chef einer Weinfirma (zum Reisen): „Der Bedarf des Barons Schlichtenberg ist auffallend zurückgegangen.“ — „Ja, sein neuer Diener ist Temperenzler.“

Beim Heiratsvermittler. „Die Dame hat doch eine tadellose Vergangenheit?“ — „Dafür garantiere ich; sie war bisher nur mit Offizieren und höheren Beamten verlobt!“

Backfischfrage. Baron (alter Junggeselle): „Meine Almosen reichen bis auf das Zeitalter der Kreuzzüge zurück.“ — „Was Sie sagen! Waren sie auch alle unverheiratet?“

Alles da. Tourist: „Was — auf Mittag geht's schon? Jetzt hab' ich meine schöne Tour verschlafen!“ — Bäuerin: „O, dös macht nix! Ansichtskarten und Biar können S' bei uns auch hab'n!“

Wie es kam. „Heute hat mich meine gute, brave Frau vor dem Ausplündern bewahrt!“ — „Wie kam denn das?“ — „Steigt da so ein frecher Kerl ein, während ich schlafe, und durchsucht meine Hosentaschen. Da kam er aber schön an — die hatte meine Frau längst ausgeleert!“

Naiv. Rodlerin (zur Bäuerin): „Ich hätte gerne ein Glas kuhwarme Milch, gibt's die aber jetzt im Winter?“

Angenemer Aberglaube. „Was, Sie wollen jetzt noch ein vierzehntes Glas Bier trinken?“ — „Freili, mit dreizehn derf i net hoam, mei Alte is gar so viel abergläubisch.“

Erklärt. „Seit wann ist denn Ihr Schwager solch ein eingefleischter Antialkoholiker?“ — „Seit er von einem Betrunkenen fürchterlich verprügelt worden ist!“

Einige gelungene Scherze finden wir in einer Nummer des „Simplicissimus“: In einer kleinen, nicht ganz hell beleuchteten Gasse Budapests steht ein Hotel, dessen Kundschaft sich aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten rekrutiert. Am Eingangstor prangt die verlockende Aufschrift: „Saubere Zimmern, elektrisches Licht, mäßige Preise. Hier kann zu jeder Tageszeit übernachtet werden.“

Rittergut samt Frau zu verkaufen. In der „Königsberger Allg. Ztg.“ vom 11. September erläßt ein agrarischer Geschäftshaber folgendes Inserat:

Mein Rittergut 500 Mg. Gebäude, Vieh, Ländereien, alles prima, verkaufe ich mit einer Anzahlung von 60.000 Mark. Preis pro Morg. 490 Mark; da ich noch 20jährige Tochter habe, so ist tüchtigem, strebsamen Landwirt Gelegenheit gegeben, zugleich passende Frau

zu finden. Näheres darüber nur an Käufer mit geforderter Anzahlung und wenn Berücksichtigung sofort erfolgt.

Setzerkobold. Großen und wohlverdienten Beifall erntete der Bäckermeister Kipfler mit dem Vortrage des Liedes: „Federleicht ist mein Gebäck.“

Schul-Humor. In der Naturbeschreibungsstunde zeigt der Lehrer zwei zusammengewachsene Birnen. Er selbst geht von Bank zu Bank. Dabei stört er einen Schüler in seinem Schläfe. Dieser nimmt ihm die Birnen aus der Hand und sagt ganz verwirrt: „Danke bestens.“

Die Macht des Namens. Kapitän Rolf, ein alter Seebär, erzählt am Stammtisch: „Einmal, als ich ganz allein in einem afrikanischen Urwald herumstreifte, stand ich plötzlich einem ungeheuren Gorilla gegenüber. Ein Schuß aus meiner Vogelbüchse hätte das Tier ja nur noch mehr gereizt. Ich hielt mich für rettungslos verloren, als das Biest wütend brüllend sich immer mehr näherte. Im letzten Augenblick kam mir eine Idee. Ich drehte mich halb um und rief: „Herr Hagenbeck, kommen Sie schnell her! Hier haben wir ein wunderhübsches Aeffchen für Ihren Park in Hamburg!“ Kaum hatte der Gorilla den Namen Hagenbeck gehört, als er im wildesten Schrecken im Urwald verschwand.“

Kindermund. Willi: „Warum sind denn die Zahlen auf dem Auto?“ — „Nun, damit man weiß, wem das Auto gehört.“ — „Na, wem gehört's denn?“

Phantasie. Münchner: „s Bier sollt man sich alleweil selber abzapfen dürfen, und die Schenk-kellner sollten daneben hinter einem Gitter sitzen müssen.“

Briefkasten.

Frau R. St. Versuchen Sie es einmal mit der Naturheilweise. Wir empfehlen Ihnen das Massage-Institut des Herrn Otto Koch jr. Der Genannte ist ein sehr gewissenhafter Mann und behandelt auf streng wissenschaftlicher Grundlage.

M. H. São Paulo. Auf solche Manipulationen dürfen Sie sich nicht einlassen. Sie müssen in erster Linie darauf dringen, daß sich der Mann richtig ausweist. Selbstredend müssen Sie dann auch die Unterschrift notariisch beglaubigen lassen.

B. St. Das verlangte Rezept finden Sie in der heutigen Nummer unter der Rubrik „Küche und Haus.“

Unterhaltungsecke

Buchstaben-Rätsel.

eil rie lan ate rde ast nze eim ali spe arr inn bbe gel opf.

Durch Anfügen je eines der nachstehenden Buchstaben an vorstehende Fragmente zu Anfang dieser sind Worte zu bilden. Diese Anfangsbuchstaben müs-

sen, sind die Worte richtig gefunden, zusammengezogen, die Bezeichnung für eine bestimmte Zeit im Jahre ergeben.

A E E E G J K N R R R S T U U Z.

Anfügings-Aufgabe

Es soll den Worten:

Acht Heim Erde Rom Adel Adler Rade Erbe Hekla
Horn Lanbe

je ein Buchstabe vorn angefügt werden, so daß neue, und zwar ebenfalls Hauptworte entstehen. Mit-einander verbunden, ergeben diese dann einen Kalender-tag im Juni.

Bilder-Rätsel.



Dreisilbige Charade.

Das erste gehört zum Kriegerstand,
Und dritte wird manch keiner Ort genannt;
Das ganze aber liegt im Bayernland
Und ist als vielbesuchter Ort bekannt.

Zahlen-Rätsel.

- | | |
|-----------------|-------------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 7 8 | Ort in Oberbayern. |
| 2 1 1 2 | Andere Bezeichnung für Biene. |
| 3 4 7 8 3 | Nutzholz. |
| 4 6 1 3 | Saatkorn. |
| 5 6 2 | Kleiner Meerbusen. |
| 6 4 7 8 | Gefäß. |
| 7 2 5 3 5 3 | Rosinenart. |
| 8 6 1 1 | Stadt in Westfalen. |

Such-Bild.

Wieviel Personen sind auf dem Bilde?



Gegensätze.

1. Wenig Kreis. 2. Süß Wasser. 3. Alt Meister.
4. Klein Kinder. 5. Wald Tisch. 6. Weiß spricht.
7. Strauch Brot. 8. Jung war.

Zu den vorstehenden je 2 Worten sind die Gegensätze zu suchen. Ein jeder von diesen muß ein zusammengesetztes Hauptwort ergeben.

(Die Auflösungen folgen nächste Woche.)